



Nr. 16.

Erschint Sonnabends
und ist in der Post-Zeitungsverlosse
unter Nr. 1738 eingetragen.

Berlin, den 18. Januar.

Abonnementspreis
bei der Post oder im Buchhandel
vierteljährlich 3 Mark.

1890.

Inhalt: Großstadtplanzen. Von Emil Marriot (Schluß). — Ein Wendepunkt der Geschichte im 18. Jahrhundert. Von G. Th. — Russisch-sibirische Zustände. Von Philipp Stein. — Die Grenzen der menschlichen Erkenntnis. Studie von Dr. Viman (Schluß). — Das Verbum mobile. Eine frühlich-morgenländische Weltgeschichte. Von Heinrich Bengels. — Der Lichtäther als Träger der Electricität bei Fernwirkungen. Von Dr. Adriaen. — Neues über Charlotte Stieglitz. Von A. W. — Kleine Kritik.

Großstadtplanzen.

Ein Bild aus dem Wiener Leben.

Von

Emil Marriot.

(Schluß.)

„Ich werde mich nach der kleinen Nelly sehnen,“ sprach Herr Anselm mit trübem Lächeln. „Armes kleines Ding! Als sie geboren wurde, war ich etwas enttäuscht. Ich hatte auf einen Enkel gehofft . . . Heute aber sage ich: Gott sei Dank dafür, daß er uns ein Mädchen schenkte! Wer weiß, was wir an einem Knaben erlebt hätten . . .“

„Ich habe niemals nach einem Sohne verlangt,“ sagte Ellen voll Selbstbewußtsein. „Ich möchte einen Sohn gar nicht haben.“

In einer Tochter hoffte sie ein sich vollkommen ähnliches Wesen heranzubilden . . . Daß sie keine liebende, nachsichtige, hingebungsvolle Gattin gewesen war, daß sie in diesem Hause zu niemandes Freude gelebt hatte — das zu denken kam ihr nicht einmal in den Sinn. Und am Ende — wozu hätte sie sich mit zwecklosen und zu späten Selbstvorwürfen quälen sollen? Sie hätte ein Engel sein können und wäre doch vom Gatten verraten und geopfert worden. Nur wenn sie gemein wie jene Dirne gewesen wäre, würde sie — vielleicht — den Sieg über die Nebenbuhlerin davongetragen haben. Nicht die sanften, weiblichen Tugenden, welche ihr fehlten, waren es, die ihr den Gatten und ihrem Kinde den Vater genommen hatten. Um dieser sanften, weiblichen Tugenden willen richtet sich selten ein Mann zu Grunde. Genußsucht, Sinneskizel, Gemeinheit — das war es, was sie dem Manne hätte bieten müssen, um ihn dauernd an sich zu fesseln . . . und immer noch würde ihr, als der legitimen Frau, der haut-gönt der verbotenen Frucht gefehlt haben. Nein! in solchen Fällen giebt es für die ehrbare Frau nur einen Weg: im voraus auf den Sieg ver-

zichten. Denn gerade im Siege selbst wäre ihre tiefste Niederlage enthalten.

Also dachte ihr Schwiegervater, als er sie zum Abschied an sein Herz schloß.

„Gott mit Dir, Ellen!“ sagte er. „Lebe für Dein Kind, und wenn Nelly einmal erwachsen ist und Du auf ihre Verheiratung denkst, dann . . . dann zwinge sie zu keiner Gelsheirat. Laß sie selber wählen . . . einen armen, tüchtigen Jungen, wenn sie gerade ihr Herz einem armen geschenkt haben sollte . . . gieb sie ihm . . . gieb sie ihm, Ellen . . . so wird es besser sein, als wenn Du Dir Deinen Vater und mich zum Muster nimmst . . . Du hast ja an Dir selbst erfahren, was bei solchen von den Familien der jungen Leute gemachten Heiraten herauskommen kann. Wenn wir schon über das Schicksal unserer Söhne nicht viel oder nichts vermögen, so sollen wenigstens unsere Töchter nicht geopfert werden.“

VII.

Es dauerte gar nicht lange, und die kleine Fanny war ebenso schnell aus der Mode, wie sie seiner Zeit im Fluge in die Mode gekommen war. Nach dem Skandal, den sie wachgerufen, und der einen Vater seines einzigen Sohnes beraubt, eine junge Frau zur Witwe und ein Kind zur Waise gemacht hatte, leuchtete Fannans Stern noch für eine kurze Weile auf und erlosch dann plötzlich. Zum Teil lag die Schuld daran an ihr selber. Daß sie ihre Schönheit verloren, hätte man ihr vielleicht noch verziehen; aber sie hatte auch ihre Verbe und ihre Frechheit eingebüßt, hatte das Singen und Pfeifen verlernt und war melancholisch geworden.

Eine ihrer Kameradinnen vom Theater machte ihr einmal Vorwürfe darüber. „Du richtest Dich mutwillig zu Grunde,“ sagte sie zu ihr. „Wenn Du es noch eine Zeitlang so treibst, wird kein Hahn noch nach Dir krähen. Worüber betrübst Du Dich denn? Gehst Dir etwa der Tod dieses Affen von einem Bergmann so nahe?“

„Gott bewahre!“ antwortete Fanny. „Ich habe nichts

anderes gethan, als ihm eine alte Schuld heingezahlt. Ihn und seinem Vater. Der Alte hat gewöhnt, mir meine Unschuld zu einem etwas wohlfeilen Preise abkaufen zu können . . . dafür, daß sein Sohn mich, als ich ein junges, dummes, unerfahrenes Ding von achtzehn Jahren war, ins Elend brachte, hat er mir dreihundert Gulden geschickt. Das habe ich mir gemerkt . . . Nein! von Vorwürfen bin ich frei. Aber ich habe lange genug Komödie gespielt. Ich kann nicht mehr.“ Sie lehnte den Kopf an die Schulter der Kameradin. „Wenn Du wüßtest, wie sehr ich die Männer verachte!“ murmelte sie. „Beim bloßen Anblick eines Mannes wird mir übel . . . Und doch weiß ich, daß es brave, gute, achtenswerte Männer giebt. Aber diese kann ich niemals kennen lernen, denn die kommen nicht zu mir; und selbst wenn sie kämen: mir würden sie sich nicht als gut, brav und achtenswert zeigen, ich würde sie immer nur von einer schlimmen Seite kennen lernen. Von Natur aus war ich dazu bestimmt, fromm, sittsam, zärtlich und fleißig zu bleiben, aus Liebe zu heiraten, mir einen kleinen Herd zu gründen, einen braven Mann und liebe Kinder zu haben . . . es ist aber alles anders gekommen. Seit meinem ersten Falle führe ich eine abscheuliche Rolle durch, welche die Vorsehung nicht für mich geschrieben hatte . . . und nun geht es nicht mehr. Meine erlogene Kraft ist am Ende.“

Mit der „guten“ Frau Schulz hatte Fanny sich längst überwunden. Sie hatte die ehrenwerte alte Person durchschaut, ihr in dünnen Worten gesagt, was sie von ihr dachte, und sich von ihr getrennt. Frau Schulz ertrug diese „Undankbarkeit“ eines Geschöpfes, welches ihr so viel zu danken hatte, mit der Ruhe einer Philosophin. Einige Jahre lang betrieb sie noch das schöne Geschäft, junge Mädchen in hilfloser Lage in ihr Haus zu nehmen, ihnen alles, was sie brauchten, zu geben, um sich dann später, wenn die Mädchen „Carrière“ gemacht hatten, alle ihre Gutthaten mit Bucherzinsen bezahlen zu lassen . . . Einmal jedoch geriet die uneigennütige Alte in einen peinlichen Konflikt mit der Polizei; sie wußte sich zwar herauszuschälen, aber das Geschäft blieb ihr von dieser Stunde an verleidet. Sie zog sich ins Privatleben zurück und lebte von ihren Renten. Und wer es hören wollte, dem erzählte sie, daß die Menschen sich ihr voll des schändlichsten Undanks gezeigt hätten, daß sie dies jedoch nicht im mindesten wunderte, denn sie kannte die Welt und wußte, wie schlecht die wäre.

Es ging schnell bergab mit der armen Fanny. Sie war kränklich und nervös geworden, und so oft sie eines kleinen Kindes ansichtig wurde, traten Thränen in ihre Augen. Eines Tages kam sie zufällig in das Haus einer Frau, welche eine Privat-Kinderbewahrungsanstalt hielt. Was Fanny da schaute, mußte wohl schrecklich gewesen sein, denn sie sank ohnmächtig nieder und verfiel, als sie wieder zu sich gekommen war, in einen Weinkrampf.

„So also, so schlecht, so niederträchtig schlecht hat es mein Kind gehabt!“ brachte sie unter Schluchzen hervor. „O Gott! o Gott!“ Die Frau packte sie bei den Schultern und warf sie, unter einer Flut von Schimpfworten, zur Thür hinaus. Seit diesem Tage hatte Fanny weder Ruhe noch Raht. Wer sie auf der Straße sah, drehte sich nach ihr um und hielt sie für eine Närrin.

Um diese Zeit starb der alte Graf, dem sie es verdankt hatte, in die Mode gekommen zu sein. Zum großen Verdrusse

seiner Verwandten hinterließ er dem Mädchen einen beträchtlichen Teil seines Vermögens, und Fanny sah sich dadurch in die Lage versetzt, ihrem traurigen Leben entsagen zu können, ohne Gefahr zu laufen, vor Hunger und Elend zu verkommen. Nachdem sie die Erbschaft in Empfang genommen hatte, verschwand sie vom Schauplatz. Selbstverständlich vermißten sie wenige, und nach kurzer Zeit war sie ganz vergessen. —

Fünfzehn Jahre waren verstrichen, seit sich das Grab über den sterblichen Resten Paul Bergmanns geschlossen hatte. Keiner seiner Freunde dachte mehr an ihn. Der einzige Mensch, welcher sich seiner allenfalls noch erinnert haben würde, sein Vater, war ihm seit einer Reihe von Jahren in den Tod gefolgt. Das Geschäft war in fremde Hände übergegangen und trug nun die Firma „Anselm Bergmanns Nachfolger.“ Mrs. Ellen hatte, einige Jahre nach des Gatten Tode, ihre Hand einem Pastor aus der High-Church gereicht, mit welchem sie sich vortrefflich verstand und der sie in der Aufgabe, ihre Tochter Kelly und vier andere Kinder, die sie dem hochwürdigen Gemahl geboren hatte, nach ihrem Sinne, das heißt zu „anständigen,“ unduldsamen, jede fremde Meinung verachtenden, steifleinernen Menschen zu erziehen, kräftigt unterstützte. Die Kinder versprachen insgesamt, nach dem Wunsche der Eltern zu geraten, und so fühlte sich Mrs. Ellen vollumfänglich befriedigt und hatte von ihrem Standpunkte aus auch allen Grund dazu. Von ihrem ersten Gatten sprach sie niemals. Nach ihrer stillen Ansicht briet er in der Hölle, und sie wünschte ihm auch kein besseres Loos. Sie gehörte zu denen, die nicht weinen, nicht klagen, aber auch niemals verzeihen. —

So waren denn alle, deren Schicksal mit demjenigen der armen Fanny verweben gewesen, in dieser oder jener Weise versorgt — einer durch den Tod, der andere durch das Leben. Sie selber aber war und blieb verschollen. — Einmal führte eine ihrer ehemaligen Kameradinnen ihr Weg in ein Kinderhospital, woselbst das arme Mädchen ihr krankes Kind unterzubringen wünschte. Zaghaft trat sie ein, ihr Kind in den Armen. Ihr bangte davor, das kleine Mädchen hier zu lassen; sie war nicht in der Lage, reichliche Trinkgelder zu geben und sich dadurch die Wärterinnen geneigt zu machen. Wie würde es ihrem armen, vaterlosen Kinde, dessen Mutter obendrein eine Choristin war, hier ergehen? . . . Da fiel dem armen Weibe eine Wärterin auf. Was für ein gutes, ernstes, wehmütiges Gesicht! Wie nett sie ausah in ihrer sauberen Kleidung mit der großen, reinlichen Schürze und dem weißen Häubchen auf dem Kopfe! Und wie freundlich sie zu den Kindern war, wie lieb sie ihnen zulächelte! Der armen, verzagten Mutter ging das Herz auf. Rasch schritt sie zu der freundlichen Wärterin hin.

„Ich bitte . . . da bringe ich mein Kind,“ stammelte sie.

Die noch junge Wärterin streckte die Arme nach dem kleinen Mädchen aus. Da stuzte die Mutter und trat einen Schritt weit zurück.

„Ist's möglich?“ rief sie aus. „Du bist's, Fannan?“

Die Wärterin zuckte zusammen und erblaßte. Jedoch faßte sie sich sogleich. „Fannan ist seit dreizehn Jahren tot,“ sprach sie mit gedämpfter Stimme. „Wecke sie nicht. Die hat ausgelitten. Hier kennt man mich unter meinem alten Namen Fanny, dem Namen, mit welchem mich meine Mutter gerufen hat. Von meiner traurigen Vergangenheit weiß hier bloß ein

Priester, dem ich alles anvertraut habe, und auf dessen Bitte hin ich Aufnahme fand. . . Ob er die Herren Ärzte von allem unterrichtet hat, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß sie es mich nicht fühlen lassen und gut gegen mich sind. Thu, als ob Du mich niemals gekannt hättest, gib mir Dein Kind und geh! Ich werde Sorge tragen für Dein Kind, als ob ich seine Mutter wäre.“ Sie nahm ihr das kleine Mädchen ab, wiegte es sanft in den Armen und schaute es liebevoll an.

„O, Fanny, ich will es nimmer wagen, Sie anders als Fanny zu nennen,“ murmelte die Mutter. „Seien Sie nur gut gegen mein armes Kind!“

„Ich bin gegen jedes gut. Alle die kleinen Kranken sind meine Kinder. Und je mehr sie meiner Hilfe bedürfen, je größere Plage sie mir verursachen, um so lieber habe ich sie. Ich lebe ja nur für sie und in ihnen! Den größten Teil des Vermögens, welches der gute, alte Graf mir vermachte, habe ich zum Besten des Spitals hergegeben. . . ich, für meine Person, brauche wenig, so zu sagen nichts. . . ich kann also alles, was ich habe, für meine Kinder verwenden.“

„Sie sind ein Engel, Fanny,“ sagte die Mutter, ihre Hand ergreifend.

„O nein!“ erwiderte Fanny mit ernstem Kopfschütteln. „Ich sehe nur in jedem dieser kleinen Wesen mein eigenes, hilflos und elend verkommenes Kind und bemühe mich, an den fremden gut zu machen, was an dem eigenen nimmer gut gemacht werden kann. Jetzt geh! Küsse Dein Kind und geh! Und wenn Du wiederkehrst, dann sprich zu mir, als ob ich Dir eine Fremde wäre. Ich will und darf an alte Dinge nicht erinnert werden.“

Die Mutter versprach's, küßte ihr Kind und ging.

Fanny blieb stehen, mit dem Kinde in den Armen, und küßte es leise auf die kleine Stirn. War sie nicht eine von denen, für welche das Wort im Evangelium gesprochen worden ist, das tröst- und liebevolle Wort: „Ihr wird viel vergeben werden, denn sie hat viel geliebt?“ In diesem Augenblicke dachte sie an dieses Wort. „Ich habe unendlich viel abzuhüßen und muß deshalb unendlich viel lieben. . . dann wird wohl auch mir verziehen werden.“ Und mit einem demütig-vertrauensvollen Blick nach oben ging sie still ihres Amtes walten.

Ein Wendepunkt der Geschichte im 18. Jahrhundert.

von
C. Th.

Man weiß, welchen Einfluß auf die Geschichte der Völker und Staaten in einer Zeit, wo weder der Nationalitätsgedanke die Völker beherrschte, noch eine in alles eindringende und fast allwissende Öffentlichkeit alle Handlungen der Staatslenker mit naiv-kindlicher, aber eben darum oft das Richtige treffender Wachsamkeit verfolgte, die Hof-Intrigen und Verschwörungen einzelner Kreise im ganzen 18. Jahrhundert ausgeübt haben. Freilich ist die rückwärts schauende Weltgeschichte oft geneigt, die Tragweite solcher einzelner in ein großes Licht gerückten Begebenheiten zu überschätzen, schon weil man zu häufig das Schwergewicht verlegt, welches die Zustände ganzer Länder und die Gesamtlage der Politik solchen an sich kleinen Begebenheiten verschaffen, die

unter anderen Gesamtumständen vielleicht lediglich auf die innere Hofgeschichte beschränkt geblieben wären.

So verhält es sich zum Beispiel auch mit dem durch Scribes glänzende dramatische Verwertung so bekannt gewordenen und im übrigen in Bezug auf das Obengesagte geradezu als vorbildlich zu betrachtenden „Glas Wasser.“ Jeder, der nur einigermaßen die europäische Geschichte während des spanischen Erbfolgekrieges verfolgt hat, weiß, daß auch der Sturz des Ministeriums Marlborough an sich noch keine weltgeschichtliche Wirkung hätte zu äußern brauchen, zumal da Marlborough ja Oberbefehlshaber der Heere blieb, wenn nicht der gerade um diese Zeit erfolgte Tod Josephs I. den Verbündeten Österreich gezeigt hätte, daß der endliche, nahe bevorstehende Sieg über Frankreich dieselbe Folge hätte haben müssen, die der ganze Krieg ursprünglich abzuwehren bestimmt war: die Vereinigung zweier der größten Reiche Europas in einer Hand, der Karls VI. Beiläufig bemerkt, eines der schlagendsten Beispiele dafür, wie selbst ein glücklich geführter Krieg seine ursprünglich beabsichtigten Früchte für den, der ihn beginnt, in das Gegenteil verkehren kann.

Wenn nach einem neuerdings wieder bekannter gewordenen Worte die Diplomatie sich des Krieges als eines Mittels zur Erreichung ihrer Zwecke bedient, so war in jenem Jahrhundert, und ist es vielleicht noch heute, der Krieg nicht das einzige Mittel der Gewalt, welches eine bestimmte Art der Diplomatie zur Anwendung brachte. Die Hof-Verschwörungen und Palast-Revolutionen waren das Mittel, welches eine, wir können vielleicht sagen, nicht zünftige Diplomatie, oder jedenfalls diejenige, welche nicht am Ruder war, aber gern daran kommen mochte, mit Vorliebe für sich benutzte. Wenn wir bedenken, wie weit in jenen Zeiten der Begriff „nicht zünftige Diplomatie“ gegenüber unseren heutigen, in dieser Beziehung viel klareren und — mißtrauischeren Verhältnissen ging, daß selbst solch unzweifelhafte Abenteurer, wie der Wüstling Casanova, und Schwindler, wie der sich selbst zum Grafen Cagliostro erhebende, erst 1790 von der römischen Inquisition entlarvte Palermitaner Krämersohn Joseph Balsamo, wichtige politische Rollen zu spielen imstande waren, so läßt sich denken, daß auch die von solchen Kreisen versuchten Mittel nicht viel reinlicher waren, als die von ihnen verwandten Personen. Zwar war ja damals schon, und noch immer, Rußland das klassische Land des Fürstenmordes so sehr, daß man nach einem bekannten Worte seine Staatsverfassung als den „durch den Meuchelmord gemilderten Absolutismus“ bezeichnen konnte; und welchen Einfluß zum Beispiel die Entthronung Peters III. auf den siebenjährigen Krieg Friedrichs II. noch hätte ausüben können, wenn nicht das Genie dieses damals alle übrigen Herrscher Europas turm- hoch überragenden großen Königs auch diesen Schlag abzuschwächen und abzulenken verstanden hätte, ist uns ja noch hinlänglich gegenwärtig.

Aber nicht nur in Rußland, sondern auch in Frankreich suchte dem damals dort auf die Spitze getriebenen absolutistischen Grundsätze entsprechend eine versteckte Gegenströmung der herrschenden Partei dieser durch Mordanschläge auf das Leben des Herrschers das Feld abzugewinnen. Der Anfall des Robert Damians auf Ludwig XV., bei welchem dieser so verwundet wurde (4. Januar 1757), daß sein Sohn, der Dauphin, eine Zeitlang die Regentschaft führen mußte, hat bekanntlich den Anlaß zu der acht Jahre darauf erfolgten Aufhebung des Jesuiten-Ordens in Frankreich gegeben. Allerdings ist es nicht gelungen, die damals allgemein herrschende Vermutung von der intellektuellen Urheberschaft des Ordens an dieser That geschichtlich zu erweisen. Allein es steht fest, daß neben und außer diesem wirklich zu stande gekommenen Mordanschlag andere Anschläge, wenn nicht auf das Leben, so doch auf die Entthronung des sittenlosen und, was ja in Frankreich immer die Hauptsache war, nach außen hin fast immer ohne Erfolg bemühten Königs in verschiedenen Stadien der Entwicklung und Vorbereitung stehen geblieben oder verhindert worden sind. Man darf nicht vergessen, daß der, vielleicht zum

Unglücke Frankreichs und seines Königshauses nie zur Regierung gekommen, weil schon 1765 vor seinem Vater verstorbene Dauphin, der Sohn Ludwigs XV. und der wegen ihrer Sanftmut und Sittenreinheit verehrten Maria Leszcynska, ein Mann war, auf welchen wegen seiner hervorragenden Charaktereigenschaften nicht nur die „fromme“ Partei, zu welcher er sich zählte, sondern auch alle diejenigen ihre Hoffnung setzten, welche für das Parlament und gegen die Pompadour waren. Man kam sich, wenn man diese Kämpfe verfolgt, nicht des Gedankens erwehren, daß vielleicht die ganze große Revolution von 1789 hätte vermieden werden können, jedenfalls in ganz andere Bahnen geleitet sein würde, wenn das Parlament von Paris in seinem konservativen Kampfe gegen die neuen Gedanken des Zeitalters nicht durch das Königtum selbst gebrochen worden wäre, sondern in der Unterstützung durch einen thatkräftigen und entschlossenen Herrscher allmählich selbst den Weg zu den zeitgemäßen Reformen hätte finden und ebnen helfen können.

So hat denn auch eine in den höchsten Kreisen des Staates verzweigte und selbst „Prinzen von Geblüt“ zu ihren Leitern zählende Verschwörung im Jahre 1756 — kurz vor dem erst auf das Versprechen der Beihilfe Frankreichs an diesem „Kewanche“-Krieg von Osterreich begonnenen siebenjährigen Kriege — in Frankreich bestanden mit dem ausgesprochenen Zwecke, Ludwig XV. zu zwingen, sich fernerhin ausschließlich den Vergnügungen des „Hirschparks“ zu widmen und die Regierung seinem Sohne, dem Dauphin, zu überlassen. Was uns nun aber an diesem, durch eine zum größten Teil noch unaufgeklärte Verkettung von Umständen nicht zur Ausführung gelangten Plane von unserem Standpunkte als Deutsche und von dem heutigen Stande der Geschichte aus am meisten interessieren kann, das ist nicht nur die Erwägung, daß das Gelingen dieser Verschwörung den dritten schlesischen Krieg, in welchen ja Osterreich nicht ohne Verbündete gehen wollte, da es die Kraft des kleinen Preußen und des großen Friedrich in den beiden ersten hinfänglich kennen gelernt hatte, hinausgeschoben, vielleicht für immer beseitigt hätte, sondern noch mehr die überraschende Thatsache, daß Osterreich ohne Schwertreich das Elsaß mit Straßburg für sich und dem Deutschen Reiche hätte wiedergewinnen können. Es spricht für die nüchterne und realpolitische Anschauung der Leiter jener Bewegung, die ja unzweifelhaft in erster Linie dem von ihnen schon erkannten inneren gesellschaftlichen Verfall Frankreichs entgegenzuarbeiten bestrbt waren, daß sie, statt der Sucht nach äußerer „Gloire“ zu fröhnen, wie dies Ludwig XV. unaufhörlich durch das Anstreben neuer Erwerbungen in den Niederlanden u. s. w. that, kein Bedenken trugen, dem Deutschen Reiche für eine wohlwollende Unterstützung der inneren Neubefestigung des französischen Staates die friedliche Rückgabe aller derjenigen Gebietsteile anzubieten, welche im weisfälischen Frieden von Deutschland an Frankreich abgetreten waren. Sicherlich können wir diese Thatsache dem heutigen Frankreich, soweit es ernstlichen geschichtlichen Erwägungen zugänglich ist, vorhalten als einen Beweis dafür, wie lebendig in jener Zeit noch selbst in dem den Vorteil genießenden Volke das Bewußtsein davon gewesen sein muß, daß mit jener etwa hundert Jahre vorher durch den Friedensschluß bestätigten Eroberung dem anderen Volke ein Unrecht zugefügt, etwas ihm von Rechts wegen Gehörendes entzogen worden war.

Natürlich würde es uns, da unseres Wissens diese Thatsache in den allgemeinen Geschichtswerken, die ja der Regel nach nur mit zum Abschluß gelangten Ereignissen sich beschäftigen, keinen Platz gefunden hat, hier obliegen, die Unterlagen dieser Behauptung zu beweisen. Hierfür liegen nun allerdings nur wenige und spärliche Einzelpunkte vor. Diese sind aber so bestimmt und beglaubigt, daß sich aus ihnen der ganze oben entwickelte Zusammenhang mit Sicherheit rückwärts wieder zusammenstellen läßt.

Es ist bekannt, daß der diplomatische Verkehr Frankreichs im Auslande in jener Zeit ein dicht verbreitetes dreifaches Netz darstellte. Die offiziellen Geschäftsträger der Regierung wur-

den wieder überwacht von geheimen Agenten, welche Ludwig XV. zur persönlichen Berichterstattung an ihn in allen Hauptstädten Europas unterhielt: ein Verhältnis, mit welchem, beiläufig gesagt, heutzutage ungefähr dasjenige verglichen werden könnte, nach welchem die österreichische Regierung in den irredentistisch gesinnten und verwalteten Städten Welsch-Tirols eine eigene geheime Polizei unterhält, welche keine andere Aufgabe hat, als die offizielle Polizei der autonomen Stadtverwaltung zu überwachen. Jene persönlichen Geheim-Agenten Ludwigs XV. wurden nun aber wieder von denjenigen überwacht, welche die Marquise von Pompadour für sich persönlich hielt und, wenn auch nicht aus ihrer Tasche, doch aus dem ihr jederzeit zugänglichen Staatsäckel besoldete. Man kann sich denken, daß diese dreifache diplomatische Vertretung dem Staate erhebliche Summen kostete; und außerdem hatte sie das Mißliche, daß sehr häufig die Thätigkeit des einen Kreises die des anderen vollständig lahm legte.

Um so durchgreifender war dann allerdings der Erfolg, wenn alle drei Kreise nach einem Plane vorgingen. Der damals allmächtige Leiter der Staatsgeschäfte Osterreichs, Fürst Kaunitz, benutzte die Angehörigen aller dieser drei Kreise in Wien, um auf die Entschliebung Ludwigs XV., oder vielmehr, was diese bedingte, die der Marquise von Pompadour im Sinne der Teilnahme an dem gegen Preußen zu beginnenden Kriege hinzuwirken. Es ist bekannt, daß sich auf sein Drängen sogar Maria Theresia, die sittenstrenge aller Herrscherinnen, dazu hergab, mit der Pompadour in einen das Gepräge der Herzlichkeit annehmenden persönlichen Briefwechsel zu treten — ein Schritt, der der späteren Begründerin der „Keuschheits-Kommissionen“ einer anerkannten Maitresse eines verheirateten Königs gegenüber schwer genug gefallen sein mag. Aber diese Selbstüberwindung war endlich von Erfolg gekrönt; Anfang 1756 wurde, allerdings ganz im geheimen noch, aber für beide Teile bindend, das Bündnis mit Frankreich abgeschlossen, welches diesem später Korbach einbrachte und Osterreich trotz des späteren Beitritts von Rußland, Sachsen und Schweden doch nicht wieder zu Schlessien verhalf. Gerade um diese Zeit wurde nun der oben bezeichnete Vorschlag von der französischen Verschwörer-Partei dem Kanzler Kaunitz in sozusagen offizieller Form unterbreitet. Bei den oben geschilderten Spionage-Verhältnissen in Wien konnte jene Partei nicht daran denken, ihre Abgeordneten direkt nach Wien an das kaiserliche Hoflager gehen zu lassen. Sie wählte daher in höchst geschickter und verdeckter Weise den Umweg über Mainz, wo damals der geistliche Kurfürst Johann Friedrich Carl, des Heil. Stuhls zu Mainz Erz-Bischoff, des Heil. Römischen Reichs durch Germanien Erz-Canzler u. s. w., wie damals der offizielle Titel lautete, Hof hielt. Im Jahre 1756 trafen die beiden Abgeordneten dort ein. Es waren der königliche Oberst Negard und sein Schwager Le Begue de Pons. Negard hatte Frau und Tochter mit sich. Die letztere, ein schönes und hochgebildetes Mädchen von siebzehn Jahren, welche die lateinischen Klassiker ihrem Vater in der Ursprache vorzulesen pflegte, war von dem Geiste der alten Römerinnen so durchdrungen, daß ihr Vater kein Bedenken getragen hatte, sie in die ganze Verschwörung einzulassen. Die beiden Abgeordneten waren nicht nur mit den geheimen Vollmachten und Beglaubigungen der Leiter der Partei versehen, sondern auch, was beweist, daß sie in den amtlichen Regierungskreisen Frankreichs eine Stellung einnahmen und die Verschwörung auch dort Zusammenhang hatte, mit für die Öffentlichkeit bestimmten Beglaubigungen, welche ihrer Sendung einen ganz unverfänglichen offiziellen Zweck beilegte. Sie sollten hiernach nämlich im Auftrage des französischen Münz-amtes den damals gerade sehr häufigen Fälschern des französischen Goldes in Deutschland nachspüren. Erst mit der offiziellen und sodann mit der geheimen Beglaubigung führten sie sich bei dem Oberhofmeister des Kurfürsten, Herrn von Stadion, ein. Dieser, um möglichst unbeobachtet Zusammenkünfte mit dem Kurfürsten herbeiführen zu können, verschaffte ihnen eine Privatwohnung in dem Hause des kurfürstlichen Kammerdieners

Beitel. Und während sie nun in Verfolg ihrer zum Anshängeschild dienenden amtlichen Sendung mit den Beamten der kurfürstlichen Münze häufig verkehrten, auch bei „Geldwechslern und Juden“ sich alle umlaufenden französischen Goldstücke vorlegen ließen, auch sogar eine Reise nach Frankfurt am Main zu dem Münzwarden des heiligen römischen Reiches machten, vermittelten von Stadion und Herr La Roche, nachdem sich beide von dem Ernst und der Bedeutung ihrer geheimen Sendung überzeugt hatten, erst eine geheime Zusammenkunft mit dem Kurfürsten und sodann unter dessen Billigung mit dem österreichischen Gesandten am kurfürstlich mainzischen Hofe, Grafen Pergen. Um zu verstehen, wie der Kurfürst von Mainz sich diesem Plane verhältnismäßig so schnell geneigt zeigen konnte, darf man nicht vergessen, daß er ein geistlicher Fürst war, und daß der Dauphin, zu dessen Gunsten ja der Regierungswechsel in Frankreich herbeigeführt werden sollte, wenn er auch durch sein würdevolles und energisches Wesen allgemein geachtet war, doch das Vertrauen der Geistlichkeit in ganz besonderem Maße für sich hatte. So wird es erklärlich, daß die Urheber des Planes, diesen an die Stelle des die Encyklopedisten und Freigeister durch die Pompadour beschützenden Ludwigs XV. zu setzen, von vornherein auf eine geneigte Gesinnung bei allem rechnen konnten, was geistlich hieß. Nachdem die französischen Abgesandten dem Grafen Pergen um den ganzen Plan vorgetragen, ihm auch die Garantien dafür vorgelegt hatten, daß Oesterreich für seine gewünschte wohlwollende Haltung dem Unternehmen gegenüber und demnächstige sofortige Anerkennung der neuen Regierung für sich und das Deutsche Reich die Abtretung aller im Frieden zu Osnabrück 1648 von Deutschland an Frankreich abgetretenen Landesteile einschließlich Straßburgs erhalten solle, hielt Pergen die Sache für zu wichtig, um sie einem Kurier anzuvertrauen, und beschloß, sie selbst persönlich dem Kanzler, damals noch Grafen Kaunitz vorzutragen. Er fuhr also in eigenem Reisewagen ohne Aufenthalt nach Wien. Natürlich nahm die Reise von Mainz nach Wien damals einige Tage in Anspruch; um so wenig Zeit wie möglich zu verschäumen, fuhr Graf Pergen, der frühmorgens ankam, sofort bei dem Staatskanzler vor. Bei diesem, der nicht früh aufzustehen liebte, mußte er einige Zeit warten, wurde aber dann von dem über seine merkwürdige Ankunft nicht wenig erstaunten Minister sofort empfangen. Als er ihm die ganze Sache vorgetragen, ging Kaunitz lange stillschweigend mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Endlich wandte er sich an den Grafen mit der Frage: „Weiß Ihre Majestät die Kaiserin von Ihrer Ankunft?“ Der Gesandte beeilte sich zu erwidern, daß er noch niemanden in Wien gesehen habe. „Nun gut,“ fuhr Kaunitz fort, „es darf Sie auch niemand sehen; ich gebe Ihnen zwei Stunden Zeit zum Ausruhen; dann setzen Sie sich wieder in den Wagen und fahren sofort nach Mainz zurück. Die Sache ist von der äußersten Wichtigkeit; aber sie kommt zu spät; vor vierundzwanzig Stunden habe ich die Nachricht erhalten, daß der Allianztraktat mit Frankreich unterzeichnet ist.“ — Es war dies die am 1. Mai 1756 zwischen Stahrenberg und Bernis abgeschlossene Abmachung, welche den König von Preußen zum Marquis von Brandenburg zu degradieren bestimmt war.

Graf Pergen folgte natürlich dem Befehle des Kanzlers. Seine Rückkehr mit diesem negativen Erfolge, den er natürlich dem Kurfürsten sofort mitteilte, war das Todesurteil für das Unternehmen selbst, wie auch für einen der beiden Abgesandten. Jeder offizielle und private Verkehr seitens der Hofgesellschaft mit den unglücklichen Abgesandten war mit einem Schlage abgebrochen. Niemand wollte sie mehr kennen, niemand mehr mit ihnen zu thun gehabt haben. Der Hof ging sogar, seinen gewöhnlichen Sommeraufenthalt um einige Wochen verfrühend, nach Aschaffenburg, und die Gesandten sahen sich bald von aller Welt ängstlich gemieden mit der ausgeprochenen, wie Ansetzung befürchtenden Scheu, welche ausgeprochene öffentliche Ungnade in allen abhängigen Kreisen und Köpfen erzeugt. Dazu kam noch durch ein unglückliches Zusammentreffen, daß

gerade um diese Zeit die sonst regelmäßigen Briefe und Nachrichten von den Leitern der Verschwörung aus Frankreich ausblieben. Oberst Regard nahm in vielleicht etwas übereilter Schwarzseherei an, daß alles verraten und verloren sei. Er fürchtete von Kurmainz an Frankreich ausgeliefert zu werden; er sah sich schon im Geiste in der gefürchteten Bastille, am meisten aber fürchtete er, daß die Folter gegen ihn zur Erpressung von Geständnissen über die Leiter der Verschwörung zur Anwendung kommen würde. Er beschloß also, alledem durch einen freiwilligen Tod zuvorzukommen, und teilte diesen Entschluß unter Darlegung seiner Befürchtungen seiner Tochter mit. Das schöne, siebzehnjährige Mädchen umarmte den Vater und bat ihn, mit ihm sterben zu dürfen. Während die Mutter schon in demselben Zimmer schlief, brachte die Tochter die Degen ihres Vaters und von Le Begue de Pons hinein, ließ sich von dem Vater zeigen, wohin sie treffen müsse, und beide stießen sich gleichzeitig den Degen durch die Brust. Regard war sofort tot; die Tochter, bei welcher der Stoß an einer Rippe abgeglitten war und nur Fleischverletzungen hervorgebracht hatte, fand die durch ihr Nöcheln am nächsten Morgen geweckte entsetzte Mutter in ihrem Blute schwimmend. Man schickte sofort nach Gericht und Polizei. Von dem ersten nahm der spätere Assessor am Reichskammergericht von Oeslart den Thatbestand auf. Als er das junge Mädchen fragte, wo es den Mut zu einer solchen That gefunden, antwortete es stolz: „Im Blutarch.“ Dann aber bat sie schluchzend um ein „ehrliches Begräbnis“ für ihren Vater. Er ist auf dem damaligen Militärfriedhof in aller Stille begraben worden. Das bald wieder hergestellte junge Mädchen ist später von dem englischen Lord Golderney als Erzieherin seiner Töchter angenommen worden und hat noch beinahe vierzig Jahre nach diesem Vorfall, im Jahre 1795, zu Rolle im Waadtlande gelebt, und zwar von einer ihm von dem Lord ausgegebenen Jahrespension von fünfzig Pfund Sterling, wie in den bei J. G. Cotta erscheinenden „Europäischen Annalen“ vom Jahre 1806 unter Erwähnung des ganzen Vorfalls mitgeteilt wurde.

Russisch-sibirische Zustände.

von

Philipp Stein.

Eine Pariser Nachricht der „Times“ vom 18. Dezember berichtet von einer Niedermetzelung administrativ Verbannter in Sibirien. Der Gouverneur von Jakutsk hatte durch ein neues Transport-Reglement die ohnedies schon entsetzlichen Leiden der durch die Polarregionen Transportierten noch vermehrt. Die Unglücklichen hatten sich zu einer Petition an den Gouverneur um Verbesserung ihrer Lage aufgerafft. Infolge widersprechender Anordnungen des Gouvernements und der Polizei zauderten die Verbannten, dem Befehle eines Polizisten zu gehorchen; darauf schossen Polizisten und Soldaten auf die Verbannten. Sechs der letzteren wurden getötet, die anderen teils zu langjähriger Zwangsarbeit, teils kriegsgerichtlich zum Tode durch den Strang verurteilt.

Ob dieser Bericht in allen Einzelheiten auf Wahrheit beruht, ist noch nicht zu übersehen. Die offiziellen Erklärungen über den zu Grunde liegenden Vorfall werden natürlich anders lauten; — aber wie auch die Dinge in diesem Einzelfalle liegen mögen, jedenfalls entspricht die Meldung in allen Teilen dem in Sibirien herrschenden System. Brutalitäten und Ausschreitungen ärgster Art gegen sibirische Verbannte gehören zu den täglichen Erscheinungen, sie sind die notwendigen Konsequenzen des ungeheuerlichen Systems der Vergewaltigung, welches jährlich Tausende von Existenzen vernichtet. Jene Times-Meldung wird für einige Zeit vielleicht auch in Deutschland die Gemüter etwas aufrütteln, wird für einige wenige Tage vielleicht auch zur Diskussion der Frage führen, ob

das übrige Europa recht daran thut, durch seine mit Rußland abgeschlossenen weitgehenden Auslieferungsverträge jenes unmenschliche, aller Civilisation spottende Strafsystem des Zarenreichs indirekt zu unterstützen. Damit aber das Interesse an den ungesegneten und widergesegneten Zuständen in Rußland etwas länger anhält, dürfte es sich schon einmal empfehlen, die sibirischen Zustände etwas genauer ins Auge zu fassen. Man lernt dann Greuel kennen, wie man sie im neunzehnten Jahrhundert selbst bei den barbarischsten Verhältnissen, selbst unter dem Kantschu des heiligen Zarenreiches nicht für möglich gehalten hat.

Es ist fast ein bloßer Zufall, dem die civilisierte Welt jetzt eine genaue Kenntnis der sibirischen Zustände verdankt — dem Zufall nämlich, daß der amerikanische Reisende George Kennan durch die Bekanntschaft mit einigen nach Amerika gekommenen Anarchisten zu dem Glauben verleitet war, die Nihilisten und politischen Verbrecher Rußlands seien gleichfalls nur querköpfige und gefährliche Fanatiker, Sibirien und sein Verbannungssystem sei nicht so schrecklich, wie es Stepaniaf und Fürst Skapotkin geschildert. Kennan hat dieser seiner Meinung in Wort und Schrift Ausdruck gegeben, und als er nun in der vorgerasteten Meinung, seine Ansichten bestätigt zu sehen, seine Reise nach Sibirien antrat, wurde er von der russischen Regierung, die in ihm einen namhaften und beachtenswerten Verteidiger ihrer Maßnahmen und ihres Systems erblickte, nach Möglichkeit unterstützt und mit Empfehlungsbriefen an die Gouverneure versehen. Die Regierung that sogar noch ein übriges und benachrichtigte alle Behörden auf der Route, die Kennan einzuschlagen beabsichtigte, von seinem Kommen. Der Amerikaner aber, dem nicht sonderlich daran liegen konnte, die Gefängnisse und Verbannten-Steppen zu finden wie Dörfer à la Potemkin, schlug die entgegengesetzte Route ein, kam überall unerwartet. Seine Empfehlungsbriefe öffneten ihm die Gefängnisse, ermöglichten ihm den Verkehr mit den Verbannten — und so kam es, daß Kennan, der ausgezogen war, um Material für die Verteidigung des russischen Systems zu finden, zu einem unwiderleglichen Ankläger desselben Systems geworden ist.

Jene Pariser Times-Meldung spricht von administrativ Verbannten — das müssen arge Verbrecher sein, sollte man meinen. Thatsächlich aber sind administrativ Verbannte einfach Leute, welche man von einem Ende des weiten Reichs nach einem andern verschickt hat, ohne daß irgend welche gesetzliche Formalität beachtet worden oder gar eine wirkliche Verurteilung vorliegt. Es genügt zur administrativen Verbannung, daß eine Person nach der aus irgend welchen Motiven gefaßten Ansicht einer Lokalbehörde „für die gesellschaftliche Ordnung nachteilig“ erscheint — der Betreffende wird mit Zustimmung des Ministers des Innern gewaltsam irgendwohin nach Sibirien geschafft, oft ohne je zu erfahren, aus welchen Gründen man ihn für „nachteilig“ hält, oft ohne daß seine Familie weiß, wohin der Unglückliche geschleppt worden. Ohne einem Verhör, einer Untersuchung unterzogen zu sein, wird er für fünf Jahre der civilisierten Welt entzogen und dem unwürdigsten, elendesten Leben — man kann hier immer nur in Superlativen sprechen — preisgegeben. Aus den vielen Beispielen entsetzlicher Willkür bei der administrativen Verbannung sei ein Fall besonders hervorgehoben, nicht als ob sonst die Verbannung in weniger rechtloser Form auftritt, sondern nur, weil durch die bekannt gewordenen Einzelheiten dieses Falles gleichzeitig klar wird, was eine Verbannung und ein Transport nach Sibirien bedeutet.

In Zwangorod lebte ein geschickter, sich von der Politik völlig fernhaltender junger Arzt, Dr. Beloi. Zu ihm kamen eines Tages zwei Studentinnen der Medizin, welche wegen angeblicher politischer „Unzuverlässigkeit“ von der Petersburger Universität entlassen waren. Sie wollten ihre Studien bei Beloi fortsetzen. Ihre häufigen Besuche bei dem Arzte erregten die Aufmerksamkeit der Polizei. Man fand, daß das eine Mädchen einen falschen, das andere gar keinen Paß hatte —

das genigte, um aus den Besuchen der Mädchen bei Beloi auf eine „politische Verschwörung“ zu schließen und am 10. Mai 1879 den Arzt und die Studentinnen auf administrativem Wege nach Sibirien zu verbannen. Dr. Beloi wurde nach dem arktischen Dorfe Verchojansk unterm 67.20. Breitengrade in der Provinz Jakutsk geschafft — die Überlebenden des Nordpol-Expeditionsschiffes „Seamette“ haben ihn 1882 dort noch gesehen. Als er fortgeschleppt wurde, sah seine Frau ihrer nahen Entbindung entgegen. Sie konnte ihn nicht begleiten. Erst nach Geburt des Kindes, das sie ihren Verwandten anvertraute, konnte sie die Reise antreten, um ihren Gatten zehntausend Kilometer weit, jenseits des nördlichen Polarkreises aufzusuchen. Sie erhielt die gnädige Erlaubnis, sich einem Verbannten-Transporte anzuschließen. Bis nach Tomsk werden die Verbannten in Schiffen und Eisenbahnzügen befördert, von dort auf Wagen. Sie legen etwa sechshundert Kilometer in der Woche zurück, jeden dritten Tag rasten sie in einem Stappengefängnis, deren menschenmörderische Beschaffenheit wir noch kennen lernen werden. Frau Dr. Beloi hatte sechzehn Monate gebraucht, um auf diese Weise ihren Gatten zu erreichen. Die junge, zarte Frau ertrug monatelang den erstickenden Staub, die verjüngende Hitze, die kalten Stürme der Landstraße, die schlechte Nahrung, das Ungeziefer, die Pest der Stappengefängnisse. Nach monatelangen Entbehrungen, in wachsender Sorge um Mann und Kind, kam sie endlich in die Nähe von Irkutsk — und erfuhr nun, daß ihr Gatte nicht, wie man ihr gesagt, nach Vercholanst, sondern nach Verchojansk geschafft, daß noch fünftausend Kilometer Steppe, Wald und Gebirge sie von ihm trennten — sie hätte noch mehrere Wochen allein auf Hunde- und Rentierschritten bei eisiger Kälte durch die arktische Einsamkeit des nordöstlichen Asiens reisen müssen. Diese Nachricht warf die Frau nieder, sie wurde wahnsinnig und starb nach einigen qualvollen Monaten im Gefängnishospital zu Irkutsk . . .

Die Verbannten, die diese und ähnliche Tragödien dem Amerikaner erzählten, berichteten sie wie etwas Alltägliches und Selbstverständliches, wie etwas Allgevohtenes. Und doch sind es Tragödien erschütterndster Natur, die sich vor ihren Augen abspielen. Dem verbannten Manne folgt Weib und Kind, wenn es ihnen möglich ist, den Verbannungsort des Mannes zu erfahren. Einem Verbannten-Transporte hat sich eine Frau mit einem jungen Kinde angeschlossen. Es ist eisiger Winter. Vergebens bittet die Mutter um Decken für ihr Kind. Im offenen Schlitten, in stundenlangem Fahrt erfriert das Kind. Die Mutter wird wahnsinnig. Als der Zug der Verbannten im nächsten Stappengefängnis eintrifft, wiegt die Wahnsinnige ihr totes Kind auf den Armen und singt ihm ein Wiegenlied . . . Die großen Leiden jedes einzelnen Verbannten sind so anhaltend, daß jeder mit vollstem Gleichmut von seinem und der andern Schicksal spricht. Wird das Maß der Leiden und Erniedrigung zu groß, so bleibt den Unglücklichen eine Rettung, der Selbstmord. Einer der politischen Verbannten zeigte Herrn Kennan sein Album und erklärte mit geschäftsmäßiger Ruhe:

„Dies ist Fräulein A.; sie war Lehrerin in einer Bauernschule und starb vor drei Jahren in Kiew an der Gefängnischwindstucht. Der Mann mit dem Vollbart ist ein ehemaliger Friedensrichter in S.; er wurde 1879 in Petersburg gehängt. Das Mädchen mit dem schmalen Gesichte ist eine der sogenannten Propagandistinnen; sie wurde wahnsinnig, während sie in Untersuchungshaft saß. Die hübsche junge Frau mit dem Kreuz auf dem Armel hat während des letzten russisch-türkischen Krieges als Schwester vom roten Kreuz in den Feldlazaretten gepflegt; zu zwanzig Jahren Zwangsarbeit verurteilt, befindet sie sich gegenwärtig in den Bergwerken von Kara. Die Dame ihr gegenüber studierte Medizin in der Bestuzschefschule in Petersburg und schnitt sich nach zweijähriger Einzelhaft in der Festung mit einem Stück zerbrochenen Glases die Kehle durch.“

Krankheit, Selbstmord, rohe Gewalt räumen gewaltig unter den auf „administrativem Wege Verbannten“ auf — und um welche wichtiger Dinge willen ist meist diese Verbannung, dieses beispiellos entsetzliche Schicksal über die Unglücklichen verhängt! Gott ist hoch, und der Zar ist weit! Die Willkür der Behörden, oft die gemeinste Begehrlichkeit eines Beamten entscheidet über das Schicksal der Unschuldigen. Fassen wir einige Fälle administrativer Verbannung summarisch zusammen. Der Novellendichter Korolentko wurde 1879 nach Ostibirien verbannt und zwar „irrtümlicherweise“, wie die Regierung dann selbst zugab. Einflußreiche Freunde erwirkten die Erlaubnis zu seiner Rückkehr — doch empört über die Entsetzlichkeiten, die er auf dem Transporte erlebt, weigerte er sich, Alexander III. den Huldigungs Eid zu leisten; dafür ward er nach Jakutsk verbannt. Bei Borodin, dem Mitarbeiter der „Vaterländischen Annalen“, wird bei einer Hausjuchung ein Manuscript gefunden, das man für gefährlich hält — er wird nach Jakutsk verbannt. Und doch ist das Manuscript nur die Abschrift eines Artikels, den Borodin an jene vaterländische Zeitschrift geschickt hat, und während er im grauen Sträflingsrock mit dem viereckigen gelben Flecken, mit halbgeschorenem Schädel nach Sibirien wandert, erscheint der Artikel, um deswillen er verbannt worden, von der Censur unbeanstandet, in den „Vaterländischen Annalen!“ Dtschkin ward 1885 auf administrativem Wege verbannt, weil er — laut Verhaftsbefehl — „der Absicht verdächtig war, einen andern Namen annehmen zu wollen!“ Ein Kennan bekamter Herr Z. wurde verbannt, weil er mit Herrn Z. befreundet war, der unter dem Verdacht politischer Verschwörung im Gefängnis saß. Z. wird vom Gericht freigesprochen, Z. aber befand sich wegen des Verbrechens, der Freund eines unschuldigen Mannes zu sein, auf fünf Jahre in Sibirien! Es ist keineswegs immer die Intention des Ministers des Innern, daß der oder jener verbannt werde. In Rußland erzählt man sich eine charakteristische Anekdote von einem Bureauchef der Provinzialverwaltung in Tobolsk, der eine Wette einging, sein Gouverneur unterschreibe jedes Schriftstück, das er ihm vorlege. Er gewann die Wette — er hatte das Vaterunser auf einen Stempelbogen geschrieben, der Gouverneur hatte es unterzeichnet. Der Minister erfüllt dort eben nur eine selbstverständliche Formalität, indem er unterschreibt, was vor ihm eine Reihe von Unterbeamten teils vielleicht böswillig, teils gleichgültig, teils aus Unverstand unterschrieben haben. Als Voris Melikoff 1880 Minister wurde, setzte er eine Specialkommission zur Untersuchung der administrativen Verbannungen ein. Bis zum Januar 1881 hatte die Kommission — nach offizieller Mitteilung — die Fälle von 650 Personen untersucht und beantragt, daß 328, also mehr als die Hälfte, sofort befreit und entlassen wurden.

Wir haben gesehen, mit welcher, gelinde gesagt, sträflichen Leichtfertigkeit die administrative Verbannung verhängt wird. Die wenigen Fälle aber, die wir hervorhoben, lassen noch nicht den ganzen Umfang dieser Leichtfertigkeit erkennen; — erst die Zahlen zeigen uns das ganze Maß des Unglücks, das verwaltungstechnisch „administrative Verbannung“ genannt wird. Kennan veröffentlicht die Tabellen für das Jahr 1885; daraus ist ersichtlich, daß in jenem Jahre 10230 Personen als Verbrecher nach Sibirien geschickt sind, darunter waren nur 4392, also noch nicht die Hälfte, von einem Gerichtshofe verurteilt, die anderen, also 5838, in einem einzigen Jahre auf administrativem Wege, das heißt rechtlos und widerrechtlich! Von diesen 5838 waren übrigens 3751 nicht von der Regierung, sondern von den Dorfgemeinden nach Sibirien geschickt — jede „Mir“ (Dorfgemeinde) hat das Recht, ihr unbequeme, lästige Personen zu verbannen; sie ist auch berechtigt, die Aufnahme heimkehrender Sträflinge abzulehnen; die verschmähten Sträflinge werden dann auf administrativem Wege wieder nach Sibirien zurückverbannt. Aus den Zahlen des Jahres 1885 geht ferner hervor, daß unter den 15766 sich 5536 Frauen und Kinder befanden, welche freiwillig den Verbannten nach Sibirien folgten.

Und wie ist nun für diese Tausende gesorgt, die alljährlich herdenweise durch Sibirien geschleppt, von einem verpesteten Etappengefängnis zum andern geführt werden, um dann endlich am Bestimmungsort ihr Dasein kümmerlich zu fristen? Die „Verordnungen Polizeiaufsicht betreffend“ setzen für den administrativ Verbannten zwar eine Regierungsunterstützung von sechs Rubel fest, aber damit zu leben, ist unmöglich. Sich in einem sibirischen Dorfe durch geistige Thätigkeit etwas zu verdienen, erscheint sehr schwer; doch der Verbannte will es versuchen — aber die „Verordnungen“ verbieten die Ausübung jeder derartigen Thätigkeit. Er darf Handwerker werden — dazu fehlt ihm die Handfertigkeit; er darf Kaufmann werden — dazu fehlt ihm das Kapital; er darf Fuhrmann werden — aber gleichzeitig verbieten ihm die Vorschriften, das Dorf zu verlassen. Nicht immer werden die „Verordnungen“ nach dem Buchstaben streng durchgeführt, aber doch meistens. Als die Verbannten von Kmolinsk und von Ustj Kamenogorsk bei General Kopolofski um Erlaubnis baten, Musikunterricht zu erteilen und ein Grundstück zu pachten, sie wüßten sonst nicht, wie sie sich erhalten sollten, wurde ihnen vom Gouverneur geraten, wenn sie mit ihren sechs Rubeln nicht auskämen, sich bei den Kirgisen und Kosaken als Tagelöhner zu verbinden. Zu der Sorge um den Unterhalt kommt das drückende Gefühl, als gebildeter, feinfühligler Mensch der Aufsicht von Polizisten mit verbrecherischen Antecedenzen unterworfen zu sein. Kennan erklärt, Polizeibeamte in Sibirien kennen gelernt zu haben, so den Polizeichef von Minusinsk, denen er bei Nacht nicht ohne Revolver be gegnen möchte. Diese Verbrecher in Polizeiuniform sind berechtigt, jeden Augenblick in das Zimmer des Verbannten zu treten. Unter den politisch Verbannten befinden sich vielfach junge Mädchen und Frauen, selbst ein vierzehnjähriges Schulmädchen fand Kennan als der Sicherheit des Zarenreiches gefährlich in der Verbannung — sie alle sind der Willkür jener Polizisten preisgegeben, und deshalb ist es Brauch, daß verbannte Mädchen und Frauen nur in Häusern wohnen, in denen sie von verbannten Männern Schutz gegen Gewalt genießen können.

Die Art nun, wie durch brutalste Roheit den Unglücklichen das Leben verbittert wird, die Gleichgültigkeit, mit der man in Petersburg alle Petitionen und Reformvorschläge abweist, die bestialische Behandlung der Verbannten auf dem Transporte, die Bestechungsschwindereien bei den Lieferungen — Schuhe, die für wochenlange Märsche berechnet sind, werden am zweiten Tage bereits unbrauchbar — und endlich, um von anderen Dingen zu schweigen, der Zustand der Etappengefängnisse — im Gefängnis zu Tomsk gab es in einem Jahre 2400 Krankheitsfälle, 450 Patienten zu gleicher Zeit und nur 150 Betten; 300 schwerkranke Männer und Frauen lagen dicht aneinander gepreßt auf dem bloßen Boden — all das ist so recht eigentlich russisch, all das ist in seinen Einzelheiten so entsetzlicher Natur, daß ein Zusammenstoß zwischen Verbannten und Polizisten nicht überraschen kann und daß der eingangs erwähnte Vorfall, wie ihn offizielle Schönfärberei auch darstellen mag, nur ein Moment mehr sein darf zur Verurteilung des ganzen brutalen und widerrechtlichen Systems.

Die Grenzen der menschlichen Erkenntnis.

Studie

von

Dr. Siman.

(Schluß.)

Ant und die Denker, welche sein System ausbauten, setzen eine Ursache der Erscheinungen voraus; das wahre Wesen dieser Erscheinungen können wir nicht erkennen; nur in subjektiver Gestalt, nur wie sie uns erscheinen, können wir sie feststellen; in diesem „Ding an sich“ finden wir den „Grenzbe griff“, über den hinaus menschliches Denken nicht dringt.

Das wichtige Gesetz, dessen Gültigkeit für die Erwägung, daß den Erscheinungen Ursachen zu Grunde liegen, als unumstößlich feststehend angenommen wird, ist das Gesetz, daß wir die Notwendigkeit einer Erscheinung aus dem Vorhandensein der anderen abzuleiten haben, das sogenannte Kausalgesetz.

Dieser eminent wichtige Satz, die Grundlage aller Wissenschaft, der allein eine denkende Zusammenfassung alles Gegebenen ermöglicht, indem wir von dem einen mit Notwendigkeit zum anderen fortgehen, ist schon vor Plato und Aristoteles aufgestellt, von Kant aber mit aller Bestimmtheit in doppelter Form ausgesprochen worden, indem er das formale Prinzip der Erkenntnis: „jeder Satz muß seinen Grund haben“ von dem metaphysischen „jedes Ding muß seine Ursache haben“ unterschied, also den Erkenntnisgrund dem Realgrund gegenüberstellte. Diese Fähigkeit, dem Gesetze der Kausalität gemäß zu denken, ist ein Boden, ursprünglich unbebaut, der wohl vielfältige Frucht tragen kann, den aber Karst und Egge des Anschauens erst lockern, und der mit der Saat erfüllt werden muß, ehe wir das reiche Brot des Gedankens erhalten.

Wenn wir das Kausalitätsgesetz als die Grundlage unseres Denkens überhaupt bezeichnen, so ist hiermit ausgesprochen, daß nur durch dieses eine Notwendigkeit in der Verknüpfung unserer Anschauungen, die Fixierung von Begriffen und Urteilen möglich ist. Dem widerspricht scheinbar die Thatsache, daß sich eine Verknüpfung durch Association der Ideen vorfindet, namentlich wenn scheinbar willkürlich an eine Vorstellung sich eine ganz fernliegende andere anreißt. Diese Notwendigkeit jedoch durch Association ist rein subjektiv, für den andern kaum zu verfolgen und, wie dies in einer der meisterhaften Kriminalnovellen Edgar Poes durchgeführt wird, häufig scheinbar unfählich, und doch nichts anderes als eine Variante des Kausalgesetzes. Es erinnert uns jede Vorstellung an eine andere, mit der sie sich nach den Umständen des früheren Vorkommens associierte.

Die Bedeutung des Kausalgesetzes ergibt sich auch aus folgender Betrachtung:

Unsere sinnliche Wahrnehmung liefert uns Eindrücke, die einzeln für sich in unser Bewußtsein dringen müßten, so daß wir also bei einem mehrstimmigen Gesange oder dem gleichzeitigen Er tönen mehrerer Instrumente nur zum Bewußtsein der einzelnen Töne, nicht aber zu der Erkenntnis des einheitlichen Tones gelangten; daß wir beim Anblick eines Waldes das Grün der Blätter, das Moos des Baumes für sich, nicht aber in der Zusammenfassung des Baumes oder Waldes erblickten. Denken wir uns dies weiter ausgeführt, so müßten, da ja nur die Summe einzelner Lichtstrahlen uns ein Bild ergibt, wir nur die Vorstellung einzelner zusammenhangloser Atome gewinnen können. Die Zusammenfassung des Wahrgenommenen zu einem Einzelobjekt ermöglicht nur das Denken in der Kausalität. Finden wir nämlich eine Anzahl von Erscheinungen so verbunden, daß sie sich uns regelmäßig verknüpft darstellen, so sehen wir diesen Komplex als ein Ganzes an; wir setzen eine gemeinsame Ursache voraus, legen dieser eine beharrliche Existenz bei und erhalten die Vorstellung einer Einzelsubstanz als eines Dinges, während wir die Sondererscheinungen als qualitative oder quantitative Eigenschaften ansehen.“ Letztere können wir natürlich von der Substanz uns nicht getrennt vorstellen, da ja eben die letztere nur die Summe ihrer Eigenschaften bedeutet. „Schwindet eines dieser Merkmale, so ist eine Veränderung eingetreten; sind sie sämtlich verschwunden, so haben wir einen Untergang und ein Neuerstehen vor Augen.“ — Es möchte wunderbar erscheinen, daß wir bei jeder Anschauung eines Gegenstandes vor einem Kausalverhältnis stehen sollen, das sich in uns also zu einer Art von unbewußtem Schluß gestalten müßte.

Thatsächlich ermöglicht es uns erst die Übung, welche die Erfahrung gewährt, was keineswegs ursprünglich und angeboren ist, einheitliche Objekte dort zu begreifen, wo Einzelvorstellungen entstehen müßten. Einleuchtend für die Thatsache, daß wir solche Sicherheit und Schnelligkeit zur Erlangung be-

stimmter Vorstellungen aus bestimmten Eindrücken erst gewinnen müssen, ist die Beobachtung, wie wir die Muttersprache erlernen. „Die Worte sind willkürliche oder zufällig gewählte Zeichen.“ sagt Helmholtz, „jede andere Sprache hat andere; ihr Verständnis ist nicht angeerbt, denn für ein deutsches Kind, das zwischen Franzosen aufgewachsen ist und nie Deutsch sprechen hörte, ist Deutsch eine fremde Sprache. Das Kind lernt die Bedeutung der Worte und Sätze nur durch Beispiele der Anwendung kennen, wobei man, ehe es die Sprache versteht, ihm nicht einmal verständlich machen kann, daß die Laute, die es hört, Zeichen sein sollen, die einen Sinn haben. Schließlich versteht es, herangewachsen, diese Worte und Sätze ohne Bemühen, ohne Mühe, ohne zu wissen, wann, wo und an welchen Beispielen es sie gelernt hat, es faßt die feinsten Abänderungen des Sinnes, oft solche, denen Versuche logischer Definition nur mühsam nachhinken.“

Sind wir nun auch berechtigt, dem Kausalgesetz oder vielmehr der Anlage in uns, welche uns die Dinge im Kausalverhältnis erscheinen läßt, einen Wirkungsbereich über die ganze Welt unserer Vorstellungen einzuräumen, so bleibt uns noch eine Frage von Wichtigkeit: Sind wir berechtigt, aus der Welt unserer Vorstellungen herauszugehen und auf Grund des Kausalgesetzes anzunehmen, daß den Erscheinungen auch thatsächlich Dinge an sich zu Grunde liegen? Das Kausalitätsgesetz ist, wie Kant selbst entdeckte, uns a priori bekannt, folglich eine Funktion unseres Intellektes, folglich subjektiven Ursprungs; die Sinnesempfindung ist subjektiv; endlich der Raum, in welchem wir die Ursachen als Objekte verstehen, a priori gegeben, aber eine subjektive Form unseres Intellektes; da also die ganze empirische Anschauung auf subjektivem Grund und Boden bleibt, als ein bloßer Vorgang in uns, so läßt sich nichts von ihr gänzlich Verschiedenes, von ihr Unabhängiges als ein „Ding an sich“ hineinbringen oder als notwendige Voraussetzung darthun. Diese Darlegung Schopenhauers können wir nach allen bisherigen Ausführungen vollständig aufnehmen; demgemäß müßte ein anderer Weg gesucht werden, um die Existenz der „Dinge an sich“ zu konstatieren, ein Weg, den Kant bereits aufgezeigt hat, den Schopenhauer und andere betreten haben.

Kant beginnt seine Anthropologie mit folgenden schönen Worten: „Daß der Mensch in seiner Vorstellung das Ich haben kann, erhebt ihn unendlich über alle anderen, auf Erden lebenden Wesen. Dadurch ist er eine Person und vermöge der Einheit des Bewußtseins, bei allen Veränderungen, die ihm zustoßen können, eine und dieselbe Person, d. i. ein von Sachen, dergleichen die vernunftlosen Tiere sind, mit denen man nach Belieben schalten und walten kann, durch Rang und Würde ganz unterschiedenes Wesen.“ Und präciser drückt sich Schleiden am Schlusse seines noch jetzt lehrswürdigen Vortrages über die Stellung des Menschen in der Natur in folgenden Worten aus: „Der Unterschied zwischen Tier und Menschen besteht im allgemeinen darin, daß das Gehirn des letzteren so entwickelt ist, daß er sich seiner selbst bewußt werden und damit gleichsam sich selbst in Besitz nehmen kann. Der Unterschied besteht aber auch nur in dieser Möglichkeit.“ Und weiter: „Geistiges Wesen liegt allen körperlichen Erscheinungen zu Grunde, nur im Menschen erscheint es mit der Fähigkeit, sich seiner geistigen Natur selbst bewußt zu werden. . . . Seine Fähigkeit des Selbstbewußtseins bildet eine unendliche Kluft, über die keine Dressur, keine Erziehung den Affen hinausheben kann, und welche bleibt, wenn die Fähigkeit auch bei einzelnen noch so wenig entwickelt ist, und auf den niedersten Stufen sich bis zur Verwechslung an die Stufe der Tierheit anzuschließen scheint.“

Zunächst ist uns die Entscheidung darüber, ob unser „Ich“ thatsächlich beharrlich existiert, durch die Beobachtung gegeben, daß wir uns früherer Vorstellungen, nachdem sie bereits entschwunden sind, erinnern können. Es muß ein Beharrliches zu Grunde liegen, dessen Accidenzien allerdings einem fortlaufenden Wechsel unterworfen sind. Wenn der Mensch geboren ist, so unterscheidet er sich wenig oder gar

nicht vom Tier, es sei denn durch die Disposition, etwas anderes zu werden als dieses. Selbst die Raumannschauung entwickelt sich erst allmählich, wie ja überhaupt die Thätigkeit jedes Sinnes sich langsam in der Weise modifiziert, wie sie uns später zu eigen ist. Durch Anschauung erst und durch die mit ihr gewonnene Erfahrung entsteht ein Bewußtsein, das unaufhörlich neue Zuschüsse erhält oder frühere verliert. Ein Bewußtsein ohne Anschauung ist ein Nüding — nur eines Objectes werden wir uns ohne diese bewußt, des „Ich,“ und je klarer diese Erkenntnis ist, desto höher steht das Individuum. Das „Ich“ wird weder durch Anschauung gefunden, noch kann es apriorische Anschauungsform sein. Auch ist es nicht ein bloßes schattenhaftes Wesen, das im Körper wohnt, seine ewige Existenz nicht vergleichbar der Prä- oder Postexistenz der Religionen, sondern es ist jene einheitliche, beharrliche, unbegrenzte Kraft, deren Wirkung Denken und Vorstellen wird, das Ding an sich, das uns, die wir uns ja auch nur mittels der Anschauungsformen erkennen, zu Grunde liegt. Diese Kraft schuf einzig im Menschen sich ein Organ, durch welche sie sich ihrer selbst bewußt wird: wenn auch das Tier empfindet, so vermag er allein sich selbst zum Object zu setzen, in den Vollbesitz des Bewußtseins als Selbstbewußtseins zu treten. Aufhören des letzteren heißt Aufhören des Menschseins; Aufhören des Bewußtseins überhaupt Tod. — Zusammenfassend sei das Resultat obiger flüchtiger Ausführungen gegeben: Wir erkennen aus dem Ichbewußtsein das „Ding an sich,“ das der Erscheinung des Menschen zu Grunde liegt, in der Eigenschaft eines Wirkenden, einer Kraft; andere positive Eigenschaften dieser Kraft beimessen zu wollen, ist unmöglich; nicht die Wissenschaft, sondern die Spekulation kann über die hiermit gezogene Grenze hinausdringen; diese aber kann nichts finden, was wissenschaftlich wäre, weil sie nichts sucht, was wißbar ist. Dort aber, wo das Gebiet unserer Erkenntnisfähigkeit liegt, dehnt sich ein weites Gefilde mit fruchttragenden Bäumen, deren Früchte goldig uns locken.

Das Perpetuum mobile.

Eine fränkisch-morgenländische Geschichte.

Von
Heinrich Brugsch.

Während eines langen Aufenthaltes und Wanderlebens unter dem blauen Himmel und der heißen Sonne des Ostens, fern von dem aufreibenden Getriebe des beweglichen Frengistan, lenken die einfachen und eintönigen Naturgemälde, wenn auch in wundervollem Schmelz des Lichtes und der Färbung, nicht weniger aber der Verkehr und die Berührung mit unverwöhnten, patriarchalisch lebenden und denkenden Menschen von der Außenwelt ab, und mit seelischer Ruhe schaut das geistige Auge in das Innere des eigenen Ichs. Wen nicht die bittere Sorge um das Dasein, oder das Heimweh nach Haus und Familie auf dem morgenländischen Boden das Herz bedrückt, dem wird Europa wie ein sturmbelegtes Meer unter einem grauen, wolkenbedeckten Himmel erscheinen, und schon der Gedanke an den Abschied vom Osten verjagt ihn in eine schwermütige Stimmung.

Ein längerer oder kürzerer Besuch auf dem Boden der eigenen Heimat schwächt die morgenländischen Eindrücke und ihre Erinnerungen in keiner Weise ab, sondern erweckt täglich und aufs neue eine unbeschreibliche Sehnsucht nach dem gelobten Lande gegen den Sonnenaufgang hin. Die Gegensätze

zwischen Occident und Orient treten fast unbewußt in scharfer Umgrenzung vor die Seele, und die Entscheidung bei vergleichender Prüfung fällt entschieden zu Gunsten des Morgenlandes aus. Sanft und ruhig gleitet das Lebensschiff wie auf glatter See unter dem östlichen Lichtschein dahin und ein leiser Morgenwind bläst das Segel des Fahrzeugs.

Bau' deine Zelte jahre- und jahrelang unter den Palmen oder auf dem felsigen, pflanzenleeren Boden der Wüste, und dein anerzogenes Europäertum wird merklich in die Brüche gehen. Für die Nachrichten aus der Heimat „drüben“ erlischt die warme Teilnahme und die bedruckte Zeitung übt allmählich die ermüdende Wirkung eines leeren Blattes aus. Wo sind sie und wo bin ich, wo ist der Sturm und wo ist die Ruhe, wo ist der Schein und wo die Wahrheit, wo die tägliche Enttäuschung, wo das stündliche Glück?

Die Wandlungen des Europäers während eines langen Aufenthaltes im Morgenlande und unter morgenländischen Völkern sind unvermeidlich und er kann sich ihren Wirkungen auf die Dauer nicht entziehen. Sind ihre Einflüsse von veredelnden Folgen auf den wahrhaft gebildeten Geist, so können sie dagegen verderblich werden für die Unbildung, für den Einwanderer, hinter dem des eigenen Lebens Krach oder Strafe und Verfolgung die Brücken nach Europa abgebrochen hat. Er vergißt im fernem Osten die Heimat oder erinnert sich ihrer nur mit Haß und rachsüchtigen Gefühlen im Herzen. Das Gefühl der Freiheit und der Ungebundenheit inmitten tyrannisch regierter Staaten beherrscht sein Denken und Handeln. Der europäischen Zuchttrute entlaufen, wird er zu einem ungebärdigen Kinde, dem alles erlaubt zu sein scheint und Pflicht und Recht ein leerer Begriff ist. Das Bewußtsein, für geleistete Dienste, gegen hohen Lohn und rücksichtsvollstes Entgegenkommen unentbehrlich geworden zu sein, verleitet Leute dieses Schlages zu der albernsten Selbstschätzung, und ihr Hochmut und ihre Überhebung steigern sich in dem Maße, als sie höflichen oder gar ängstlichen Leuten gegenübertreten. Um es mit einem Worte zu sagen, sie fahren gleichsam aus der angeborenen europäischen Haut und werden zu einer wahren Landplage für Morgen- und Abendländer im Osten. Tritt außerdem der Schnapstempel an sie heran, so ist ein Auskommen mit ihnen unmöglich, und sie werden zu Gassenböden der schlimmsten Art. Was Wander, wenn sich der schüchternen Morgenländer vor einem derartigen Verfertiger europäischer Ursprungs zurückzieht und soviel als möglich jede nähere Berührung mit demselben meidet. Sein Urteil wird allmählich verwirrt und die Verbitterung erlaubt ihm nicht mehr, die Schlacken des Europäertums von dem reinen Golde zu trennen.

Daß je nach der Abstammung des im Osten eingebürgerten Europäers dieser Gattung sich Unterschiede in den Merkmalen der Verrohung zeigen, ist zu vermuten und wird durch eine längere Beobachtung bestätigt. Der Grieche, Italiener oder Malteser bietet andere Merkmale dar als der Engländer und Franzose oder der Deutsche und der Sohn aus dem Norden Europas. Die feurige, aufbrausende Gemütsanlage erzeugt andere Auswüchse als die angeborene Kaltblütigkeit und Gelassenheit, aber die letzten Wirkungen bleiben dieselben und schwächen das allgemeine Urteil nur wenig ab.

Der besondere Fall, der mir noch heute lebendig vor der Seele schwebt und eines der lehrreichsten Beispiele für den un-

gewandelten Europäer liefert, entbehrt nicht einer unbeschreiblichen Komik. Indem ich ihn wahrheitsgetreu aus eigener Erfahrung schildere, mache ich darauf aufmerksam, daß mein Held seit einigen Jahren nicht mehr unter den Lebenden weilt. Sein Leichnam ist in dem Erdboden der Stadt Kairo gebettet, welche über vierzig Jahre lang der Schauplatz seiner Thaten bis zu seinem traurigen Ende gewesen ist. Es war wirklich traurig, weil er vom rachsüchtigen arabischen Janhagel und von nubischen Hausfrechten während des Aufstandes unter Arabi Pascha so gut wie totgeschlagen wurde, wie das Ende meiner Erzählung es leider bestätigen wird, denn ich hätte ihm gern, trotz allem, einen anderen Schluß seines Lebens gegönnt.

Francesco Florio, aus Korsika gebürtig, war in den vierziger Jahren unseres Jahrhunderts aus seiner Heimatsinsel nach Agypten ausgewandert, für die Welt aus unbekanntem Gründen, die er mir im Laufe meiner Schilderung noch enthüllen wird, wie aber der böie Leimund behauptete, um eines Mordes willen. Es soll sich um eine korsikanische Rache gehandelt haben, wobei der kleine, aber heißblütige Landsmann des großen Napoleon das Messer zu tief in die Brust des auserlesenen Opfers senkte. Er war in der That klein von Wuchs, hager und mager, und aus seinem spizen Gesicht, das ein dünngezeichneten Bart umrahmte, sah ein Paar unendlich kluger Augen heraus, aus welchen man jedesmal den zweiten, nämlich stummen Teil seiner mündlich gehaltenen Reden herauslesen konnte. Dazu die ausdrucksvollen Bewegungen seiner Arme und seiner Hände, welche die Kraftstellen seiner Zungen- und Augenprache gleichsam dick unterstreichen oder vielmehr einen Trumpf darauf setzten. So schaute er als dreißigjähriger Mann aus, als welchen ich ihn im Jahre 1853 kennen gelernt hatte, so aber auch als Siebziger, nachdem er seinen amtlichen Beruf aufgegeben hatte, um seine letzten Tage mit Hilfe eines spärlichen Wartegeldes zu beschließen.

Ich erinnere mich kaum, ihn jemals als Fußgänger kennen gelernt zu haben. Er hielt es unter seiner Würde, seine eigenen Beine in Bewegung zu setzen, sondern überließ dies Geschäft den Füßen eines leichtgeschürzten grauen Langohrs, dessen Heimat jedoch nicht in Arabien, sondern in einem Bauernhofe am Fuße der Pyramiden zu suchen war. Die kleine Gestalt schwebte gleichsam über dem hohen, bügellosen Polstersattel, an dessen Bug ein Schnupftuchbündel mit Ziegenkäse und Brothinhalt befestigt war. In der Hand des Reiters, auf dessen Haupte eine türkische, pflüßig schräg gesetzte Kopfbedeckung im knalligsten Rot der Färbung schimmerte, spielte ein spanisches Röhrchen, das bald den Esel, bald den jungen, braunen Trostknecht streichelte, welcher barfuß hinter dem Meister einhertrabte und den langen Schwanz des Grantiers als Deichsel seines Wagen-Zehs ausnutzte.

Wiermal täglich sahen die Einwohner der „wohlbewahrten“ Kalifenstadt die beschriebene Dreierheit durch die Gassen und über die Plätze ziehen, zweimal hin, zweimal her desselben Weges und zu denselben Tagesstunden. Seine Wohnstätte, ein arabisches Haus „an der Brücke“, die halb zerfallene Burg irgend eines ehemaligen Zwingherrn aus der Mamelukenzeit, mitten im Araberviertel, bildete den Ausgangspunkt des täglichen Rittes im heißen Sonnenschein und das altägyptische Museum in der Vorstadt Bulak, am hohen Ufer des heiligen Stromes Nilus, den Schluß der halbständigen Wanderung.

Nur am Tage Allahs und seiner mohammedanischen Heiligen ruhte Francesco Florio von seinen Werken und der Freitag ward für ihn zu einem freien Tage im vollsten Sinne des Wortes.

Die Frage des Lesers nach dem Amte, dem Geschäfte oder der sonstigen Thätigkeit des wunderlichen Korjen kam ich, aufrichtig gestanden, nicht in einem Atem beantworten. Während seines langen Aufenthaltes im Morgenlande, über dessen erstem Teil die dunkle Wolke der Ungewißheit schwebt, hatte er gelernt, alles zu sein und alles selber zu thun. Auf seiner weißen, mit großer Goldschrift bedruckten Karte stand es deutlich zu lesen: *Le chevalier F. F., Ingénieur en chef du Musée de Son Altesse le Vice-Roi à Boulak*, doch war es augenscheinlich nur eine Karte unter Vorbehalt, denn nur unter seinen Freunden besaß sie ihren eigentlichen Kurzwert, während der übrigen Welt — wiederum aus unbekanntem Gründen — ihr Inhalt sorgsam verschlossen blieb. Neben dem *Ingénieur en chef* blühten eine ganze Reihe anderer Blumen in dem Garten seiner Thätigkeit, von denen ich nur die bedeutendsten anzuzählen mir erlauben will. Er war nämlich Dichter, Maler, Bildhauer, Photograph, Former, Arzt, Glaser, Zimmermann, Tischler, Schneider und Schuster. Er rühmte sich mit ungeheuchelter Lust und Freude, für „Madame“ und seine erwachsenen Sprossen die notwendigen Bekleidungsstücke eigenhändig zugeschnitten und genäht zu haben, um durch geschmackvolle und haltbare Leistungen auf dem Gebiete der Damen- und Herren-Konfektion die Welt in Erstaunen zu setzen. Unter seinen geschickten Händen war die innere Einrichtung der Florio-Burg entstanden, und unter den Hunderten von Nippfachen, welche die Wände und Nischen des arabischen Hauses schmückten, bis zum bunten Divan-Zimmer hin, war keine einzige zu entdecken, welche nicht den Stempel seiner künstlerischen Thätigkeit an sich getragen hätte.

Um von seiner ärztlichen Praxis ein Wort zu reden, welche er nur auf das Innere seines Heims ausdehnte, so muß zugestanden werden, daß er sie mit weniger Erfolg als die Schneider- und Schusterkunst ausübte. Für sein krankes zweijähriges Kind hatte er eine Pferde-Latwerge zusammengebraut, die ihre unheilvolle Wirkung nicht verfehlte. Das arme Ding schied von Vater und Mutter und der trauernde Erzeuger nahm sein Tischlerwerkzeug zur Hand, um das kleine hölzerner Totenhans mit den Worten: *Dieu l'a voulu* zusammenzunageln. Er hielt es nämlich für vornehm und gewählt, sich der französischen Sprache zu bedienen, sobald irgend ein außerordentliches Ereignis in sein Leben eingriff und zum sprachlichen Ausdruck aufforderte. Im übrigen waren ihm die heutigen Gallier in der Seele zuwider, am meisten sein französischer Museumsdirektor, der ihm, dem Chevalier Francesco Florio, den Ruhm seines Lebens schmählichst geraubt habe. Denkmäler zu entdecken, so behauptete er, sei kinderleicht, aber Steinlasten von hundert Tonnen Wucht vom Fundorte aus nach dem Museum zu transportieren, das sei das größte Verdienst. „Wir wollen doch einmal sehen, ob der da“ — dabei wies er mit dem Finger verächtlich auf seinen Direktor hin — „im stande wäre, auch nur den kleinsten Kamjeskoloß unterm Arm von Tanis nach Bulak zu tragen!“

Mein Freund Mariette, der Direktor, war klug und nachsichtig genug, derartige Ausfälle gegen seine Stellung zu über-

sehen oder höchstens durch ein kurzes: „Sie sind verrückt!“ zu beantworten. Florio hatte sich eben in einen morgenländischen Europäer umgewandelt, der seine unentbehrlichen Dienste überschätzte und dem der Stamm des Hochmuts häuserhoch geschwollen war. Jahrelange Arbeiten bei den Ausgrabungen und die ewigen Basteleien im Museum, in welchem ein Seitengebäude sein „Kunstatelier“ beherbergte, hatten allmählich den Chevalier Florio geschult und in seinem Kopfe die angeborene Gabe erfinderischer Kraft vervollkommenet.

Sein Stolz bäumte sich auf, sobald ihm im Bereiche des Museums ein Auftrag erteilt wurde, dessen er, seiner Meinung nach, sich zu schämen hatte. In solchen Fällen fand sich der Direktor jedesmal genötigt, seine Zuflucht zu den seltsamsten Hilfsmitteln zu nehmen, um den Eigensinn des störrischen Chevaliers zu brechen. Das folgende Zwiegespräch mag als unterhaltendes Beispiel dienen.

Im Arbeitszimmer des Direktors und in meiner Gegenwart während eines Besuches hat einer der im Hofe frei herumtummelnden Affen eine Fensterscheibe eingeschlagen. Ein Kubier erhält die Weisung, Meister Florio herbeizurufen. Dieser erscheint mit den Worten, die an mich gerichtet sind:

„Ah, sieh da! mein lieber Freund Brugsch.“

Mariette: „Der und jener mag Ihr Freund sein, aber nicht dieser Herr hier! Was bilden Sie sich eigentlich ein?“

Florio: „Er ist mein lieber Freund und wird es bleiben.“

Mariette: „Ich habe Sie rufen lassen, um an diesem Fenster eine neue Scheibe einzusetzen.“

Florio: „So setzen Sie die Scheibe ein!“

Mariette: „Ach? Wozu sind Sie denn da?“

Florio: „Ich bin kein Glaser.“

Mariette: „Was sind Sie denn eigentlich?“

Florio: „Dichter von Gottes Gnaden.“

Kunstpaufe des lebhaftesten Erstaunens von unserer Seite, nachdem der Chevalier die rote Mütze fest auf die Seite gerückt und eine graziös vornehme Stellung eingenommen hat, wobei die rechte Hand in die Westendöffnung hineinführt. Hierauf

Mariette: „Gut, so werde ich mir einen arabischen Glaser kommen lassen; die Kerls sind geschickter als Sie und setzen in zehn Minuten die größte Scheibe ein.“

Florio: „Was, ein Araber in zehn Minuten? Das leiße ich in fünf Minuten.“

Mariette: „Das glaube Ihnen wer will, ich wenigstens nicht.“

Florio: „So, meinen Sie wirklich?“

Er verschwindet in stürmischer Hast, kehrt mit einer Glascheibe und dem notwendigen Handwerkszeug wieder, hängt den Fensterflügel aus, ersucht uns beide nach der Uhr zu sehen, und setzt die neue Scheibe in kaum fünf Minuten ein. Nach vollendetem Werke wischt er sich den Schweiß von der Stirn mit dem ganzen Stolz eines Siegers, dabei die Worte anstoßend: „Sie haben mich unterschätzt und mein Ehrgefühl beleidigt. Jetzt sehen Sie, was ich zu leisten im Stande bin.“

Mariette: „Das wollte ich gerade erreichen! Ich danke Ihnen für die geleistete Arbeit. Sie können abtreten.“

(Zählun folgt.)

Der Lichtäther

als Träger der Elektrizität bei Fernwirkungen.

von

Dr. Adrian.

Die großartigen Erfindungen unserer Zeit haben der Naturwissenschaft Ruhm und Ehre eingebracht. Mehr und mehr erscheint uns diese Wissenschaft wie ein gewaltiges Zepher, welches wir über die Natur schwingen. Auf tausendfache Weise müssen die Naturkräfte in unsern Diensten treten, zu unserm Nutzen arbeiten. Dies ist wahrlich etwas Hohes und Großes. Aber die Verwendung der Naturkräfte zum Nutzen der Menschheit ist nicht das höchste Ziel, welches die Naturwissenschaft verfolgen soll. Es giebt noch ein höheres, reineres, geistigeres Ziel. Dies ist die Erkenntnis der letzten Gründe aller Naturerscheinungen, das wirkliche Begreifen der Natur. Freilich liegt das Ziel noch sehr weit. Aber das Streben danach hat doch schon herliche Früchte hervorgebracht. Unser Eifer für die Aneignung dieser Früchte wird noch verstärkt werden, wenn wir bedenken, daß die spekulative Philosophie trotz ihres hohen Alters und trotz des eifrigsten Ringens der größten Geister noch keine absolute Wahrheit geliefert hat. Und doch ward mit dem menschlichen Geiste die Denkform der Kausalität, der Hunger und Durst nach der Erkenntnis der Ursachen, innig verknüpft. Diesem höchsten geistigen Bedürfnis — natürlich innerhalb ihres Reiches — entgegenzukommen, muß der erste und schönste Zweck der Naturwissenschaft sein. Gerade in unseren Tagen wird dies mir zu leicht vergessen. Wir sind entzückt, wenn wir den Glanz des elektrischen Lichtes mit der Wirkung der früheren Beleuchtungsapparate vergleichen. Wir staunen den Phonographen an und denken dabei, wie er uns diese und jene Arbeit ersparen und bei größerer Verbreitung uns oder unseren Nachkommen von vielem Nutzen sein kann. Aber solche Eindrücke und Gedanken dürfen uns nicht zu einer einseitigen Auffassung über die Naturwissenschaft und ihre Ziele führen. Sie dürfen nicht vermindern wirken auf unsere Wertschätzung und Anerkennung jener Art der Forschung gegenüber, welche die Naturgesetze um ihrer selbst willen kennen lernt, und welche an der Hand derselben in das geheimste Wesen und Wirken der Materie und ihrer Kräfte einzudringen sich bemüht. Auch das größere Publikum sollte für die Resultate solcher Bemühungen Interesse und Verständnis haben. Für jeden gebildeten Menschen müßte es ein Bedürfnis sein, zu wissen, wie weit seine Zeit in der Erkenntnis der letzten Gründe der Naturerscheinungen vorgeritten ist. Freilich führt uns die Forschung bei der Zurückführung der Erscheinungen auf die letzten Gründe oft auf einen Boden, wo die direkte Wahrnehmung aufhört und der wissenschaftliche Gedanke, die Hypothese, an ihre Stelle tritt. Aber wir müssen uns nicht scheuen, diesen Boden zu betreten. Er ist nicht so unsicher, wie er beim ersten Anblick demjenigen erscheinen möchte, der ihn noch nicht kennt. Die meisten naturwissenschaftlichen Hypothesen sind keine Nebelgebilde, es sind klare Vorstellungen, die oft mit bewundernswürdiger Einfachheit und zwingender Überzeugungskraft uns große Reihen von Naturerscheinungen mit einem Schlage begreiflich machen. Solche Hypothesen zu kennen, die Vorstellungskraft an ihnen zu üben, sie durch eifriges Nachdenken sich geläufig zu machen, sollte auch demjenigen, welcher nicht Fachmann ist, geistiges Vergnügen bereiten und ihm als eine geistige Förderung erscheinen.

Dieses vorausgeschickt, soll hier von einem Fortschritt berichtet werden, welchen die neueste Zeit in den wissenschaftlichen Anschauungen über das Wesen und die Fortpflanzung der Elektrizität gemacht hat.

Keine Naturkraft ist in ihren Wirkungen so vielseitig als die Elektrizität. Die Naturforschung hat die verschiedenen Wirkungen dieser Kraft mit Gründlichkeit studiert, die Technik hat

die gefundenen Resultate mit großem Eifer aufgegriffen. Gerade in den letzten Jahrzehnten hat die Anwendung der Elektrizität großartige Triumphe gefeiert. Aber jede neue Entdeckung auf diesem Gebiete mußte dem denkenden Geiste immer wieder die Frage vorlegen: Was ist denn eigentlich die Elektrizität? Das ist eine große Frage.

Es gibt eine alte Theorie, welche zwei elektrische Flüssigkeiten annimmt, die sich trennen und wieder vereinigen und dadurch die elektrischen Erscheinungen hervorbringen. Sie steht noch überall in den Büchern, der Lehrer trägt sie seinen Schülern vor, der Professor seinen Studenten. Gewöhnlich wird dabei hinzugefügt, daß diese unklare und in vieler Beziehung mangelhafte Theorie dem heutigen Standpunkte der Physik nicht mehr genüge, daß sie nur ein Notbehelf sei, da man keine bessere Erklärung gefunden habe. Leider müssen wir gestehen, daß bis auf diesen Tag das wunderbare Geheimnis der beiden verschiedenen Elektrizitäten noch nicht in genügender Weise aufgeklärt worden ist. Aber an eine andere interessante Frage können wir uns auf Grundlage der Forschung heranzuwagen, nämlich an die folgende: Wie sind die Fernwirkungen der Elektrizität möglich?

Diese Frage soll uns jetzt beschäftigen. Zunächst wollen wir uns darüber klar werden, was die Wissenschaft unter Fernwirkungen versteht. Fernwirkungen nennt man solche Wirkungen, welche an einer anderen Stelle auftreten als da, wo die erregende Kraft ist, und bei welchen man den Übergang der Kraft von ihrer Quelle zur Stelle der Wirkung nicht wahrzunehmen vermag. Die allgemeine Massenanziehung, die Gravitation, ist ein Beispiel für eine Kraft, welche Fernwirkungen erzielt. Doch gebraucht man das Wort Fernwirkung auch da, wo viel kleinere Entfernungen in Betracht kommen. Die Wirkung, die ein Magnet auf einen andern oder auf eine schwebende Magnetnadel ausübt, ist eine Fernwirkung, da ja der Übergang zwischen Kraft und Wirkung ein unvermittelter ist. Auch die Elektrizität zeigt Fernwirkungen verschiedener Art. Haben wir zwei elektrifizierte Körper, so findet zwischen ihnen Anziehung oder Abstoßung statt. Die beiden Körper wirken dabei nicht durch Berührung aufeinander ein, sondern die anziehenden oder abstoßenden Kräfte wirken aus der Ferne. Allerdings dürfen wir die Entfernungen nicht allzu groß wählen, wenn wir sichtbare Wirkungen erzielen wollen. Nähert man einen elektrischen Körper einem unelektrischen, so findet in dem letzteren die unter dem Namen der Influenz bekannte elektrische Verteilung statt. Auch hierbei haben wir es mit einer Fernwirkung zu thun. Noch interessanter und nützlicher sind die Fernwirkungen der galvanischen Elektrizität. Ohne eine sichtbare Vermittelung wirkt der galvanische Strom ablenkend auf die Magnetnadel und macht den weichen Eisenkern, welchen er in spiralförmigen Windungen umfließt, zu einem plötzlichen Magneten.

Es ist eine schwere Sache für den menschlichen Verstand, sich über die Fernwirkungen von Kräften klare Rechenschaft zu geben. Je tiefer man darüber nachdenkt, um so mehr kommt man auf den Standpunkt, daß Fernwirkungen im strengsten Sinne des Wortes wohl geglaubt, aber niemals wirklich erklärt werden können. Alle Versuche, die Fernwirkungen begrifflich zu machen, müssen darauf hinauslaufen, zwischen der Kraft und der Wirkungsstelle irgend etwas Vermittelndes einzuschleichen. Können wir mit unseren Sinnen nichts derartiges wahrnehmen, so muß der auf eine Erklärung dringende Verstand sich etwas den Sinnen nicht direkt Wahrnehmbares denken, was die Rolle der Vermittelung spielt. Ein solcher Versuch, die Fernwirkungen zu erklären, ist zuerst beim Licht gemacht worden. Glänzender Erfolg hat diesen Versuch begleitet. Die Annahme des Lichtäthers macht die Erscheinungen, welche das Licht darbietet, in ihrer ganzen großen Mannigfaltigkeit begrifflich. Für denjenigen, der die theoretische Optik mit Ernst und Eifer studiert hat, ist die Existenz des Lichtäthers nicht nur etwas Wahrscheinliches, sondern etwas Zweifelloses. Also der Aether ist es, der das Licht von der Quelle zu seiner oft Millionen von Meilen entfernten Wirkungsstelle trägt. Wo auch immer Licht

vorhanden ist, werden die zunächst liegenden Aethertheilchen in eine zitternde oder, wie die Wissenschaft sagt, schwingende Bewegung versetzt. Jedes bewegte Aethertheilchen wirkt auf das unmittelbar folgende ein und verleiht dasselbe zu einer schwingenden Bewegung von ganz derselben Art. So pflanzt sich die Bewegung von Teilchen zu Teilchen fort. Daher sind die Fernwirkungen des Lichtes zurückgeführt auf die Nahwirkungen zweier bei einander liegender Aethertheilchen. Die Aethertheorie ist schon fast zweihundert Jahre alt. Sie hat sich bei jeder neuen Entdeckung auf dem Gebiete der Optik bewährt. Mit Freuden wurde sie benutzt und erweitert, als man bei den Untersuchungen über strahlende Wärme erkannte, daß es Wärmestrahlen giebt, welche den Hauptgesetzen der Lichtstrahlen unterworfen sind. Da konnte denn gesagt werden, daß auch die Wärme vom Aether durch den leeren Raum getragen wird. Auf Grundlage verschiedener Thatfachen wurde dann erklärt, daß die Verbreitung der strahlenden Wärme sich von der Verbreitung des Lichtes nur dadurch unterscheidet, daß bei der ersteren die Aethertheilchen langsamer schwingen als bei der letzteren.

So hatte also der Lichtäther schon die Fernwirkungen zweier verschiedener Kräfte erklärt. Da lag es nahe, sich die Frage vorzulegen, ob der Aether vielleicht auch fähig sei, die Elektrizität zu tragen und so ihre Fernwirkungen begrifflich zu machen. Der berühmte Physiker Faraday, der Entdecker der Induktionsströme, hat dies zuerst als eine Vermutung ausgesprochen. Er hat sich viele Mühe gegeben, seine Vermutung zu beweisen, aber es sollte ihm nicht gelingen. Die Schwierigkeiten waren zu groß, und es war zu wenig vorgearbeitet worden. Wenn der Gedanke der Verbreitung der Elektrizität durch den Aether allgemein anerkannt werden sollte, so galt es namentlich, zwei Ziele zu erreichen. Es mußte experimentell gezeigt werden, daß die Fortpflanzung der Elektrizität bei ihren Fernwirkungen durch eine Wellenbewegung geschieht, welche den Gesetzen der Lichtwellen folgt. Zweitens war zu beweisen, daß die Fernwirkungen der Elektrizität nicht absolut gleichzeitig mit der Ursache auftreten oder, was dasselbe ist, daß die Elektrizität Zeit gebraucht, um sich durch den leeren Raum zu verbreiten. Es war vorauszu sehen, daß diese beiden Resultate nicht leicht zu gewinnen sein würden. Die Versuche, welche man über die Geschwindigkeit der Verbreitung der Elektrizität anstellte, ergaben zunächst, daß diese Geschwindigkeit, falls wirklich die Elektrizität Zeit gebrauche, außerordentlich groß sein müsse, so groß, daß die angestellten Versuche nicht genügen, um dieselbe auch nur annäherungsweise zu ermitteln. Der Engländer Maxwell, ein Jünger Faradays, wies darauf hin, daß die Geschwindigkeit der Elektrizität im leeren Räume wahrscheinlich dieselbe sein würde, wie die Geschwindigkeit des Lichtes. Dies geschah in einer gediegenen wissenschaftlichen Arbeit, die im Jahre 1865 veröffentlicht wurde. In derselben versuchte Maxwell durch geistvolle theoretische Betrachtungen zu erweisen, daß derselbe Aether die elektrischen Kräfte ebenso wie das Licht übermittle. Einige Physiker wurden von Maxwell überzeugt und glaubten an seine Anschauung über die Verbreitung der Elektrizität, andere fanden dieselbe wenigstens wahrscheinlich. Aber es fehlte immer noch die Bestätigung durch das Experiment.

Einem deutschen Gelehrten war es kürzlich vergönnt, die Bestätigung zu finden. Dies ist Heinrich Hertz, Professor der Physik an der Universität Bonn. In mehreren Abhandlungen, welche in den beiden letzten Jahren veröffentlicht wurden, hat Hertz die Resultate seiner Forschungen der wissenschaftlichen Welt bekannt gegeben. Auf der letzten Naturforscherversammlung in Heidelberg faßte der geniale Forscher diese Resultate in einem gedrängten Vortrag zusammen, welcher mit großem Beifall aufgenommen wurde. Hertz hat die beiden schon vorher gekennzeichneten Hauptziele erreicht, nämlich den Nachweis von Elektrizitätswellen und eine auf die allgemeine Wellenlehre gegründete Messung der Verbreitungsgeschwindigkeit von Elektrizitätswellen. Wir wollen nun zusehen, durch welche Mittel ein so bedeutender Fortschritt in der Elektrizitätslehre gemacht werden konnte.

Bei allen Versuchen von Herz handelte es sich darum, festzustellen, ob an dieser oder jener Stelle des Raumes elektrische Kraft vorhanden war oder nicht. Zu diesem Zwecke nahm der genannte Forscher einen geraden Draht, oder bei einigen Versuchen auch einen kreisförmig gebogenen Draht, welcher an einer Stelle eine Unterbrechung hatte, d. h. durchschnitten war. An der Unterbrechungsstelle hatte der Draht auf der einen Seite eine kleine Metallkugel, auf der andern eine sehr feine Spitze, die durch eine äußerst feine Schraube der Kugel bis auf Bruchteile eines Millimeters genähert werden konnte. Dieses Instrument nannte Herz aus gewissen Gründen einen elektrischen Resonator. Unter gewissen Umständen, auf die wir bald zu sprechen kommen, entstanden dann Zinkförmchen an der Unterbrechungsstelle des Resonators. Diese Zinkförmchen waren außerordentlich klein und lichtschwach; aber ein gegen andere Lichtindrücke sorgfältig geschütztes Auge konnte sie doch sehen. Während der elektrische Resonator die Wahrnehmung der Fernwirkungen der Elektrizität ermöglichen sollte, diente ein zweiter Apparat als Kraftquelle. Derselbe war im wesentlichen ein cylindrischer Messingkörper, zu welchem durch zwei Leitungsdrähte Elektrizität geführt wurde. Der Messingkörper hatte in der Mitte eine Unterbrechung. Dort trugen die einander zugekehrten Enden Kugeln, deren Durchmesser etwas größer war als der des Cylinders. Zwischen diesen, einander bis auf wenige Millimeter genäherten Kugeln sprang bei der Zuführung von Elektrizität durch die Leitungsdrähte der elektrische Funken hinüber wie zwischen den Konductoren einer Elektrifiziermaschine.

Schon seit einiger Zeit weiß man, daß eine elektrische Funkenentladung zwischen zwei Konductoren kein einfacher Vorgang ist, sondern daß die Gesamtentladung sich zusammensetzt aus einer Reihe hin und her gehender kleiner Entladungen, welche in genau gleichen Perioden folgen. Man ist zu dieser Erfahrung durch eine Beobachtung des Bildes gekommen, welches die Entladung in einem sich mit sehr großer Geschwindigkeit drehenden Spiegel giebt. Die Zeit, die zwischen zwei unmittelbaren aufeinander folgenden Elementarentladungen verfließt, ist ungeheuer klein; sie liegt zwischen dem hundertmillionsten und tausendmillionsten Teil einer Sekunde. Bei den Versuchen von Herz zeigte sich, daß diese Zeitdauer mit der Länge des erwähnten Messingcylinders, durch den die Elektrizität ging, in Zusammenhang stand. Nun stelle man sich vor, daß die Elektrizität im Cylindrer hin und her schwingt, wenn zwischen seinen Kugeln eine Entladung erfolgt. Man stelle sich ferner vor, daß die Dauer einer Schwingung gleich derjenigen einer Elementarentladung ist. Falls nun diese regelmäßigen Schwingungen auf den umgebenden Lichtäther wirken, müßte sich in demselben ein Wellensystem ausbreiten. Als Licht könnte dieses Wellensystem nicht wahrgenommen werden, dazu sind die Schwingungen zu langsam. Beim Licht dauert nämlich die Schwingung eines Ätherteilchens im Durchschnitt nur den fünf-hundertbillionsten Teil der Sekunde. Aber ein solches durch Schwingungen der Elektrizität erzeugtes Wellensystem im Äther könnte sehr wohl die elektrische Kraft weiter tragen. Will man dieses wahrscheinlich machen, so muß man zeigen, daß die Gesetze der Ausbreitung der elektrischen Kraft bei Fernwirkungen den allgemeinen Gesetzen der Wellenlehre entsprechen, wie das Licht dieselben zeigt. Dieses ist nun in der That dem Professor Herz gelungen.

Allgemein bekannt ist das einfache Gesetz, nach welchem das Licht von der Oberfläche eines Spiegels zurückgeworfen wird. Aus diesem Gesetze folgt, daß ein Hohlspiegel, in dessen Brennpunkt man eine Lichtquelle bringt, die auffallenden Strahlen so zurückwirft, daß sie dieselbe Richtung bekommen und in dieser Richtung eine starke Lichtwirkung hervorbringen. Herz wollte nun nachweisen, daß elektrische Wellen in derselben Weise zurückgeworfen werden können. Zu diesem Zweck bog er ein größeres Stück Zinkblech in die Gestalt eines parabolischen Hohlspiegels. Ein solcher Hohlspiegel hat statt des Brennpunktes eine Brennlinie. Es war für diese elektrischen Ver-

suche nicht nötig, daß das Zinkblech poliert wurde. In die Brennlinie des Zinkhohlspiegels wurde der Messingcylinder gebracht, durch dessen Konductorkugeln die Entladung erfolgte. Wurde nun während einer solchen das vorhin beschriebene feine Instrument, der elektrische Resonator, in die Axe des Spiegels gebracht, so zeigte sich an der Unterbrechungsstelle des Instrumentes ein Lichtfünkchen. Dies war ein deutlicher Beweis dafür, daß dort elektrische Kraft vorhanden war. Herz konnte die Wirkung des Zinkhohlspiegels in der Richtung seiner Axe bis auf eine Entfernung von sechs Metern von demselben verfolgen. Außerhalb dieser Richtung aber zeigte der Resonator keine Fünkchen, es war dort also keine elektrische Kraft. Hieraus ging unzweifelhaft hervor, daß die elektrischen Wellen nach demselben Gesetze von dem Hohlspiegel zurückgeworfen waren wie Lichtwellen. Bekanntlich nennt man beim Licht die auf den kugelförmigen Wellen senkrechten Radien die Lichtstrahlen. In demselben Sinne spricht Herz von Strahlen elektrischer Kraft oder, kürzer ausgedrückt, von elektrischen Strahlen. Unter Anwendung dieser Bezeichnung konnte er sagen, daß die vom Messingkörper ausgehenden elektrischen Strahlen, durch den Zinkhohlspiegel zurückgeworfen, parallele Richtungen annahmen. Es wurde jedoch eine Grenze angegeben, bis zu welcher diese parallelen elektrischen Strahlen auf den Resonator eine sichtbare Wirkung ausübten. Bei größeren Entfernungen sammelte Herz die Strahlen durch einen zweiten Zinkhohlspiegel und brachte einen Resonator von geradliniger Form in die Brennlinie desselben. Dann waren die Fünkchen am Resonator sogar bis auf sechzehn Meter Entfernung vom ersten Hohlspiegel wahrnehmbar.

Es entsteht nun die Frage, welche Körper fähig sind, elektrische Strahlen zurückzuwerfen, und welche nicht. Zur Untersuchung dieser Frage benutzte der eifrige Forscher ebene Wände von verschiedenem Material. Auf dieselben ließ er die durch den Zinkhohlspiegel parallel gemachten elektrischen Strahlen fallen. Dabei ergab die Beobachtung am Resonator, daß jede metallische Wand die elektrischen Strahlen zurückwirft. Die Untersuchung der Richtung der zurückgeworfenen Strahlen bestätigte dabei das bekannte Reflektionsgesetz, welches auch für das Licht gilt. Herz hat den Satz aufgestellt, daß alle metallischen Körper, überhaupt alle sogenannten guten Leiter der Elektrizität, die elektrischen Strahlen zurückwerfen. Er hat ferner festgestellt, daß solche Körper keine elektrischen Strahlen durch sich hindurchgehen lassen. Hinter einer metallischen Wand ist keine Spur einer elektrischen Wirkung wahrnehmbar, wenn die Vorderseite von elektrischen Strahlen getroffen wird; eine solche Wand wirft einen elektrischen Schatten, wenn man so sagen darf. Der menschliche Körper, der ja bekanntlich auch leitend für die Elektrizität ist, wirft einen elektrischen Schatten. Dagegen zeigte sich, daß die Nichtleiter der Elektrizität, die sogenannten Isolatoren, die elektrischen Strahlen durch sich hindurchgehen lassen. Alle Holzarten, Glas und noch viele andere Körper sind durchsichtig für Elektrizitätsstrahlen. Auch eine hölzerne Thür bietet kein Hindernis für die Ausbreitung der elektrischen Kraft.

Diese Thatfache, daß die bisher so genannten guten Leiter der Elektrizität die elektrischen Strahlen hemmen und zurückwerfen, die Isolatoren dagegen diese Strahlen hindurchlassen, ist höchst merkwürdig. Nach den gewöhnlichen Anschauungen hätte man das Gegenteil vermuten können. Aber Herz vertritt in seiner Schrift: „Über die Fortleitung elektrischer Wellen durch Drähte“ die auch schon von anderen ausgesprochene Ansicht, daß die elektrische Kraft sich überhaupt nicht in den Leitern selbst fortpflanzt, sondern nur an der Oberfläche der Leiter, also an der Grenze von Leitern und Nichtleitern. Allerdings dringt bei einem dauernden Strom die Elektrizität ganz allmählich von der Oberfläche des Leiters in das Innere; bei kurzdauernden Strömen dagegen bewegt sich die Elektrizität nach den Versuchen von Herz eigentlich außerhalb des Leiters, nämlich in der Grenzfläche, die der Nichtleiter gegen den Leiter bildet. In der That kann man bei dieser Auffassung das

Verhalten der Leiter und Nichtleiter gegen elektrische Strahlen besser verstehen.

Bekanntlich haben Körper, die für das Licht durchsichtig sind, die Eigenschaft, den eindringenden Lichtstrahl aus seiner ursprünglichen Richtung abzulenken. Man sagt dann, der Strahl wird gebrochen. An jedem Glasprisma läßt sich dies leicht wahrnehmen. Werden auch elektrische Strahlen, wenn sie durch elektrisch durchsichtige Körper hindurchgehen, von ihrer Richtung abgelenkt? Diese Frage drängt sich unwillkürlich auf. Hertz hat auch diese Frage beantwortet und zwar mit ja. Er ließ ein Prisma herstellen aus einem nicht leitenden, also elektrischen Strahlen hindurchlassenden Stoffe, nämlich aus Hartpoch, einer asphaltartigen Masse. Es war ihm aus gewissen Gründen klar, daß die Dimensionen dieses Prismas groß gewählt werden müßten. Mit Rücksicht auf die Größe hatte er ein billiges Material gewählt. Sein Prisma wog etwa zwölf Centner. Auf dieses ließ er die durch den Zinkhohlspiegel parallel gemachten elektrischen Strahlen fallen. Auf der andern Seite des Prismas wurde dann mit Hilfe des Resonators untersucht, wo elektrische Kraft vorhanden war und wo nicht. Um deutlichere Wirkungen zu erzielen, suchte Hertz die ausgetretenen Strahlen mit einem zweiten Zinkhohlspiegel, in dessen Brennpunkt sich der Resonator befand. Zunächst ergab sich bei dieser Untersuchung, daß die elektrischen Strahlen beim Hindurchgehen durch das Prisma ihre ursprüngliche Richtung nicht beibehalten hatten. Durch ein allmähliches, suchendes Herumführen des zweiten Hohlspiegels gelang es, eine Stellung zu finden, in welcher die Funken des Resonators am hellsten waren. Dabei zeigte sich, daß die Ablenkung der elektrischen Strahlen bei dem betreffenden Versuche etwa 22 Grad betrug. Es konnte der Brechungscoefficient für den Stoff, aus dem das Prisma gemacht war, auf 1,5 angegeben werden.

(Schluß folgt.)

Neues über Charlotte Stieglitz.

Von

F. M.

Zu dem ziemlich stenographischen Taschentoujourslexikon von Kürschner sogar sind dem Dichter Heinrich Stieglitz sechs kleine Zeilen gewidmet, welche alles Wissenswerte über ihn enthalten, und noch einiges mehr. Denn daß er zu Anfang des Jahrhunderts geboren wurde und Anno 49 in Venedig starb, das ist für die deutsche Litteratur ebenso gleichgültig, wie die Titel seiner poetischen Werke. Heinrich Stieglitz ist auf eine ganz neue Art berühmt geworden. Seine Frau Charlotte hat sich am 29. Dezember 1834 mit einem Dolch umgebracht, der Legende zufolge, weil sie ihrem vergötterten Manne, durch die starke Gemütsbewegung, die ihr Selbstmord auf ihn ausübte, eine heilsame Auffrischung seiner dichterischen Fähigkeiten verschaffen wollte. Stieglitz ist durch den Selbstmord seiner Frau freilich kein besserer Dichter geworden. Aber in die Litteraturgeschichte ist das Ehepaar wirklich auf diesem Umwege hineingekommen und treibt sich darin, wie Pilatus im Credo herum, als ob sich der Ruhm wirklich erzwingen ließe. Zu diesem Erfolge haben verschiedene Umstände beigetragen. Von den Frommen und anderen Litteraturfeinden wurde der Selbstmord der unglücklichen Frau als ein Zeichen der Zeit betrachtet, und Wolfgang Menzel setzte ihre That fest auf das Schuldkonto von Goethe, Heine, der Nabel und der französischen Julirevolution. Trotzdem wäre ihr Andenken wieder erloschen, wenn ihr Gatte und ihre Freunde nicht in der widerwärtigsten Selbstbespiegelung dicke Bücher über die „heroische That“ der armen Charlotte herausgegeben hätten. Wie es zu allen Zeiten und auch heute noch sogenannte Dichter giebt, deren Klamebedürfnis nicht einmal vor der Leiche des

Waters pietätswoll verstummt, so benützten Stieglitz und Theodor Mundt die Leiche der schönen Charlotte — jede Umschreibung der Sache wäre eine Unwahrheit — zu Klamezwecken für sich. Aus dem „Denkmal“ Mundts und aus der Selbstbiographie des Gatten klingt eine Verlogenheit heraus, in deren hohlen Redensarten jedes ehrliche Wort über den wirklichen Thatbestand verhallt. Der Gatte der Selbstmörderin nimmt die Pose Petrarkas an und läßt sich von seinen Freunden, ohne zu erröten, als den Dichter feiern, dem die sterbende Charlotte den Weihfuß aufgedrückt hat. Theodor Mundt verbreitet die Legende und schreibt in ihrem Dienst ein Buch, das gleichzeitig seiner persönlichen Eitelkeit schmeicheln und die junge dichterische Partei verteidigen soll. Wer mit skeptischen Augen die ganze kleine Litteratur gelesen hat, wird von Heinrich und Charlotte Stieglitz trotz aller Lügen doch ein ungefähres Bild gewonnen haben. Stieglitz ist ein unklarer Kopf mit allerlei poetischen Neigungen, im Leben ohne Ernst und ohne Kraft, gegen seine Frau ein Komödiant, an dem vielleicht nicht einmal die Anfälle von Schwerkopf echt waren. Charlotte ist der Typus der unverständenen Frau, begabter, freischer, erfreulicher als ihr Mann; aber auch sie wie ihre ganze Zeit unwahr in den Ausbrüchen ihres Gefühls. Gewiß ist, daß sie mit ihren Abschiedsworten zu der Legende von ihrem Opfertode den Grund legte. Aber gewiß ist auch, daß uneingeständene Motive ihr den Dolch nach langer, verzwweifelter Leidenszeit in die Hand drückten. Die Berliner Zeitungen jener Tage, welche davon sprachen, daß Charlotte ihre Kinderlosigkeit nicht ertragen konnte, und darum kurz nach Weihnachten, dem Feste der Kinder, den Tod suchte, waren vielleicht von Freunden der Verstorbenen gut berichtet.

Zu dem oben veröffentlichten Briefwechsel Gustav Kühnes* finden sich nun zahlreiche Briefe Theodor Mundts, welche zwar immer noch kein helleres Licht über die letzten Gründe des Selbstmordes darbieten, aber dafür die Wertlosigkeit von Mundts „Denkmal“ um so schlagender darthun. Unwahr und eitel in jedem Wort erscheint der Freund Heinrichs, der Biograph Charlottens. Am Tage nach dem furchtbaren Ereignis schreibt er an Kühne:

„... Ich habe an ihr soviel verloren, daß ich es nicht sagen kann! Ich habe an ihr soviel befehen, als Du nie ahnen konntest! Das Verhältnis zu ihr, das schönste, herrlichste, edelste, erhielt mich aufrecht und heiter! Jetzt ist eine ganze Blütenstille in meinem Menschen für immer verödet! Sie war die herrlichste Seele, die gelebt hat! Viele haben sie gekannt, wenige wie ich. Ich habe sie geliebt! Jetzt bekomme ich noch zu ihrem Andenken eine Gipsbüste von ihren edeln großartigen Zügen! Ich bin zerrüttet!“

Die vielen Ausrufungszeichen machen die Liebe des Mannes verdächtig, der sofort nach dem Tode seiner Angebeteten an die Arbeit geht, den Opfertod der „herrlichsten Seele“ buchhändlerisch auszubenten. Aber während er noch daran ist, die Legende zu verbreiten, kann er dem gedenkhaften Nabel nicht widerstehen, sich von anderer Seite als den Geliebten Charlottens, als die eigentliche Ursache ihres Todes der Welt veraten zu sehen. Er schreibt an Kühne im Jahre 1835 (das Datum des Briefes ist leider nicht angegeben).

„An meinem letzten Abschnitt über Charlottens Tod riß ich mir jetzt stündlich und an jeder Silbe das Herz entzwei. Die Schwierigkeit, die Aufgabe auf diesem Punkt zu lösen, ist für mich grenzenlos, um so mehr, da ich dabei notwendig unwahr werden muß. Denn mit dem „Opfertod“, den der unglückliche und gottverlassene Stieglitz bereits zu einer Phrase gemacht hat, habe ich im innersten meiner Gedanken nie einverstanden sein können, und ich konnte es am allerwenigsten. Mein Verhältnis zu ihr kann und darf ich nicht darstellen.

* Gustav Kühne, sein Lebensbild und Briefwechsel mit Zeitgenossen. Herausgegeben von Edgar Pierjon. Mit einem Vorworte von Wolfgang Kirchbach. (Dresden und Leipzig, E. Pierjons Verlag.) — Das Buch ist namentlich für die Beziehungen Kühnes zum jungen Deutschland und zu Johann Zarow aufschlußreich.

und doch spielt es nur zu bedeutam auch in ihren — Tod hinein.“

Dieser Brief, der unzweideutig ausspricht, daß Mundt an den Grundgedanken seines „Denkmals“ selbst nicht glaubt, und der sehr zweideutig sein Verhältnis zur Toten erraten läßt, wäre nur eine verzeihliche Indiskretion, wenn es dem Schreiber darum zu thun wäre, sein volles Herz gegen einen Freund anzuschütten. Aber Mundt weiß sehr wohl, daß Kühne einen Aufsatz über Charlotte Stieglitz unter der Feder hat, und einem Artikelschreiber pflegt man doch nicht so intime Geheimnisse über seinen Gegenstand zu verraten. Da Mundt gleichzeitig Kühne zu seinem Aufsatz reizt, so wird das kokette Aufheben des Schleierns geradezu zu einer Nichtswürdigkeit. Kaum hat Kühne seine Arbeit veröffentlicht, da meldet sich auch schon Mundt mit schlecht gehuchelter sittlicher Entrüstung, „denn mir gelten die Toten nicht für so abgechieden, daß sie nicht auch noch eine Sache hier hätten, deren Verhandlung und rechtliche Feststellung sie interessiere. Daher gebe ich Dir zuerst mein heiliges Ehrenwort und schwöre es bei ihren Mänen, daß diejenigen Bezüge zu ihr, die Du meinst, in Deinem Aufsatz angedeutet zu sehen, niemals auch nur entfernter Weise mein Wunsch sein konnten!“

Das Anrufungszeichen ist charakteristisch für diese gewundene Lüge. Denn eine Lüge ist diese Briefstelle jedesfalls, ob nun Mundt mit der Behauptung des Liebesverhältnisses oder aber mit seiner Ablenkung gelogen hat. Immer wieder findet sich Ja und Nein in demselben Satze. Kühne muß die widerlich eitle Absicht wohl durchschaut haben, denn Mundt schreibt ihm weiter: „Du meinst nun, mein Freund, mir sei Dein sonst hinlänglich von mir anerkannter Aufsatz mißfällig, weil ich geheimere Motive ihres Todes von Dir hervorgezogen zu sehen gewünscht hätte. Wie hast Du nur dergleichen von mir vermuten können, da ich es Dir nirgends gesagt habe?“

Er leugnet seine früheren Briefe einfach ab, fügt aber in demselben Augenblicke noch ein Wort hinzu, welches die Zurücknahme wieder zurücknimmt. „Ich kenne keine geheimeren Motive von Charlottens Tod; ich wage keine zu kennen.“ Und wieder eine Seite weiter: „Wer sagt Dir, daß mein Verhältnis zu ihr von dieser bellommenen und mondcheinhaften Art gewesen, wer hat Dir das alles so sicher vertraut?“ Aber beileibe soll der Empfänger des Briefes aus diesem abgeschmacktem Schmunzeln nicht den Schluß ziehen, Mundt wäre nun doch der Geliebte Charlottens gewesen. Er fährt fort: „Ich gestehe, sie war mir eine Heilige, und ich habe niemals einen unreinen Gedanken zu ihr gefaßt, aber an Keckheit dessen, was ich ihr von meinen Gefühlen sagen und bekennen durfte, hat es vielleicht niemals ein großartigeres und geistigeres Verhältnis gegeben.“ Und er schließt seinen durch und durch heuchlerischen Brief mit dem Trumpf: „die echtesten Ubertreibungen ihres schönen Lebens ging in treues Herz über, aus dem sie in wahrer Gestalt, wie sie gewesen, sich selbst ein Denkmal, auferstand. Nichts ist dabei Dichtung, und ich habe kein Verdienst, als das der Selbstverleugnung, indem ich ihr dies Denkmal setze.“

Kühne selbst bemerkt dazu in seiner gutmütigen, harmlosen Art und trotz seiner Freundschaft für Mundt: „In allen seinen Bekenntnissen ist nichts weniger als Selbstverleugnung, vielmehr eine sehr grazios gehaltene, anmutige Selbsthingebung.“

Wir sehen anstatt der Grazie eine ganz abscheuliche Pose. Auf das Zeugnis ihres Gatten, des Narren, und auf das Zeugnis Mundts, des Lügners, ist Charlotte Stieglitz eine berühmte Frau geworden, und heute noch widmen schöne weibliche Seelen ihrem Andenken mitunter eine Thräne. Vielleicht ist es an der Zeit, das Ehepaar Stieglitz allmählich wieder aus der deutschen Literaturgeschichte hinauszurufen. Auch in unsern Tagen könnte das Beispiel gefährlich werden, wenn wirklich durch einen Dolch oder eine Kugel ein dauernder Dichterruhm zu gewinnen wäre. Das wäre wohlfeil.

In unsern Tagen ist die Selbstbespiegelung und der persönliche Klatsch, der zu allen Zeiten in der Kunstgeschichte eine

unheilvolle Rolle gespielt hat, beinahe zum Handwerkszeug geworden. Vor hundert und dann wieder vor fünfzig Jahren liebten die Dichter die Selbstbespiegelung und wurden von ihren Feinden mit kleinen persönlichen Distorchen verfolgt. Heute erscheint die Selbstbespiegelungssucht der Geniezeit und der Mabelzeit schon zu tief. Es giebt Künstler genug, welche an sich selbst bemerkenswert finden, was damals nur Begier zu erzählen wagten; so sehen wir allerlei kleinen persönlichen Sland häufig der Ankündigung eines neuen plastischen oder dichterischen Werkes vorausgehen. Die Modellschichte, beim echten Dichter das intimste seiner Seele, ist zur Keckheit geworden. Und daher kommt es wohl, daß in litterarischen Kämpfe unserer Tage neuerdings höchst Persönliches ganz unbefangenen in unerlaubtem Maßstabe herangezogen wird. Notizen, welche sonst eine Züchtigung, ein Duell oder eine gerichtliche Klage zur Folge gehabt hätten, werden von manchen beteiligten Herren und Damen fast wie eine Huldigung, jedesfalls als Erhöhung ihrer Publizität aufgefaßt. Erst wenn dieser falsche Begriff von Künstlereruhm wieder einem besseren Platz gemacht haben wird, kann freilich auch das Ehepaar Stieglitz aus den Spalten eines Konversationslexikons verschwinden.

Kleine Kritik.

Jean Paul. Sein Leben und seine Werke. Von Paul Herrlich. (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.)

Dr. Paul Herrlich ist den Freunden Jean Paulscher Dichtung bereits u. a. durch Veröffentlichung des Briefwechsels des Dichters mit Charlotte v. Kalb, durch seine sehr instruktive, noch im Erscheinen begriffene Ausgabe der Werke Jean Pauls in der kürschnischen National-litteratur, durch seine Arbeit über „Jean Paul und dessen Zeitgenossen“ rühmlichst bekannt geworden. — das vorliegende sehr fleißige, 650 Seiten umfassende Buch soll gewissermaßen wohl die Summe der Herrlich'schen Vorstudien ziehen, es soll sein, was Hr. Dr. Bücher forderte, als er 1873 eine gründlichere Beschäftigung mit dem „wunderlich genialen“ Dichter verlangte und aussprach, „wir bedürfen schlechterdings einer guten Monographie über einen Dichter, an dessen idealer Kraft, Wärme und Keckheit unser Geschlecht sich wahrlich recht wohl einmal wieder spiegeln dürfte.“

Diese gute Monographie, wie sie Bücher im Auge hatte, ist nun Herrlich's „Jean Paul“ freilich keineswegs. Was der Verfasser bietet, ist eine sehr fleißige, sehr verdienstliche, litterarhistorisch recht wertvolle Gelehrtenarbeit, aber leider kein Buch, das sich vermaßen könnte, für die Popularisierung Jean Pauls das zu leisten, was für Schiller und Goethe geschehen ist, wobei wir keineswegs verkennen wollen, daß auch die populärste Jean Paul Biographie sich an ein exklusiveres Publikum wenden muß, als die Biographien jener wirklich populär gewordenen Dichter. Aber Herrlich's Buch ist auch für die Verehrer Jean Pauls, soweit sie nicht Litterarhistoriker sind, eine schwierige Lektüre. Es ist eine Gelehrtenarbeit für Gelehrte, sehr fleißig, sehr förderlich, vollgepfropft mit vielfach neuem Material, aber kein Buch, das im stande wäre, Jean Paul weitere Kreise, neue Verehrer zu gewinnen. Es ist ja für jeden, der über Jean Paul arbeiten will, sehr bequem, daß er, um z. B. über die „Gründungsprozesse“ etwas zu erfahren, bei Herrlich nur das 1. Buch, 1. Abschnitt, 2. Kapitel, Abteilung 2, Unterabteilung b, weitere Abteilung 7 nachzuschlagen braucht, aber durch die Kapitel- und Abteilungsverzettelungen zerflattert die Darstellung, wird das Gesamtbild zerpflegt in kleine Mosaikstücken. Und was schlimmer, die Darstellung stellt sich nicht nur äußerlich als ein bloßes Nebeneinander dar, sie ist es auch innerlich. Niemals wird auch nur der Versuch gemacht, psychologisch den Dichter und seine Werke, die Art ihrer Wirkung zu begründen und zu erklären, — stets ist es nur eine ästhetische und theoretische Prüfung und Würdigung, die Herrlich hier vornimmt. Wir erleben bei Herrlich nur, was Jean Paul als Dichter und als Mensch geworden, aber niemals, wie er es wird, warum er so wurde und nicht anders. Kein unbefangener Leser wird

aus dieser Biographie z. B. die schwärmerische Verehrung verziehen, die Jean Paul bei den Frauen hervorrief, oder auch nur zu einer wirklichen Kenntnis des Charakters des Dichters kommen können, wenn er nicht in stände ist, die im Buche vereinzelt Züge zusammenzuarbeiten. Es ist alles immer nur ein bloßes Nebeneinander, — jetzt ein Stückchen Biographie, dann ein Stückchen literarische, nicht literarischhistorische Betrachtung. Es fehlt dieser Darstellung die künstlerische Gliederung, der kunstvolle Aufbau, die Einheitlichkeit; es ist alles nur eine Zusammenstellung historisch geordneter und kritisch bearbeiteter Materials, aber keine wirklich literarischhistorische Biographie.

All das schließt nicht aus, daß die Jean Paul Forschung durch Herrlich's sehr fleißige Arbeit ein gut Stück vorwärts gebracht ist. Das Material, das Herrlich hier neu oder kritisch neu untersucht liefert, ist sehr groß. Das Buch wird dem Literaturforscher sehr förderlich sein, es wird einem künstlerisch gestaltenden Autor auch ermöglichen, das zu schaffen, was Herrlich nicht geschaffen hat: eine Biographie des Dichters, der seinem Biographen eine allerdings sehr schwere, aber doch auch sehr dankbare Aufgabe stellt.

Daß diese fleißige Arbeit nicht zugleich auch eine gute Arbeit geworden, liegt vielleicht weniger an dem Können, als an dem Willen des Autors, der sein Buch mit einer eigentlich sehr überflüssigen und überraschenden Darlegung über die Methode der Darstellung eröffnet und hier in sehr heftiger Weise die genetische Methode Kantes und die empirisch psychologische Methode Scherers angreift. Den Grund zu diesen Angriffen und gleichzeitig auch zu der mißglückten Methode des ganzen Buches liefert Herrlich's enthusiastisches Hegelianertum. Er sieht in Hegel's Philosophie die Religion der Zukunft, er hält seine Methode für die maßgebende. Über die Bedeutung Hegel's, über die Angriffe gegen Kante und die scharfen Ausfälle gegen Scherer an dieser Stelle mit Herrlich richten wollen, würde uns ebenso deplaciert erscheinen, wie es eben jene Ausführungen Herrlich's in einem Buche über Jean Paul sind.

Aphorismen von Marie von Ebner-Eschenbach. Dritte Auflage, vermehrt um ein fünftes Hundert Aphorismen. (Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel, 1890.)

„Was wir unserem besten Freunde nicht anvertrauen würden, rufen wir ins Publikum.“ Dieser Spruch erklärt das Geheimnis des Erfolges, den die Aphorismen der Ebner-Eschenbach von ihrem ersten Erscheinen an bei allen feinen Köpfen gehabt haben. Nur das Geheimnis, das Tiefste ist schön genug, um auch in der bescheidenen Einkleidung eines kleinen Spruches anzufallen; wer diese Tiefe nicht besitzt, wird es bei allem Geiße nicht dazu bringen, einen lebenswerten Spruch niederzuschreiben. Die Ebner-Eschenbach besitzt diese Tiefe glücklichlicherweise verbunden mit einer fast kindlichen Munterkeit. „Während ein Feuerwerk abgebrannt wird, sieht niemand nach dem gestirnten Himmel.“ Aber es giebt noch ein Drittes: Einen gestirnten Himmel, an welchem ein Meteor wie ein Feuerwerk flammt. Manche unserer Aphorismen erinnern an ein solches Meteor.

Realismus?! Zeitgemäße Betrachtung von Hermann Thom. (Leipzig, Verlag von Armin Boumann, 1889.)

Aus den Gegenständen der Litteratur. Indiskretionen von Hermann Thom. (Leipzig, Verlag von Armin Boumann, 1889.)

Die Schauspielerin. Künstlernovelle von Hermann Thom. (Weimar, Verlag von Jüngst u. Comp.)

Der Verfasser scheint seine Brotschürzen ins Publikum werfen zu wollen ähnlich den Flugschriften aus der Reformationszeit, um vor allem durch Satire anregend und fördernd zu wirken. Das ist gewiß anerkennenswert, wenn auch unserer Zeit dazu andere Mittel zu Gebote stehen, als kleine Büchlein, die doch immer erit wirken können, wenn sie gekauft werden.

In der „zeitgemäßen Betrachtung“ über den Realismus macht der Verfasser die nicht mehr ganz neue Bemerkung, daß alle großen Künst-

ler sowohl Realisten wie Idealisten waren, daß also die Gegensätze nichts taugen. Wenn er das freilich dadurch zu beweisen sucht, daß er etwa sagt: „Die Volksszenen im Demetrius, das Wallenstein'sche Lager, sie sind voll von Realismus, aber das hinderte Schiller nicht, in Max Piccolomini eine durchaus ideale Gestalt zu schaffen.“ so zeigt das nur, daß auch Herr Thom sich durch das ungeliebte Wort „Idealismus“ (denn das trägt alle Schuld, nicht der vom Verfasser mit Frage- und Ausrufezeichen versehene Realismus) ins Bodshorn jagen läßt und meint, der idealistische Dichter zeichne sich dadurch aus, daß er Gestalten mit idealer Gesinnung zeichne. Nun ist etwa Biens Gregor Werle ein näher Geistesverwandter Max Piccolominis, nichtsdestoweniger aber werde ich den erstern eine realistische, den letztern eine idealistische Figur nennen. Man muß freilich von der ursprünglichen Wortbedeutung dabei absehen, aber die Gegensätze sind da und werden und sollen noch manches Mal sich zu messen haben; ob dabei der Kampfkrug heißt: die individualistisch — die typisch, oder: die realistisch — die idealistisch, darauf kommt nicht viel an, wenn man nur nicht die andere Bedeutung von Ideal sich in die Irre führen läßt. Diesem Fehler ist leider Herr Thom, der aufklärend wirken wollte, selbst nicht entgangen.

Dem zweiten der Büchlein giebt der Verleger, wie er sagt, wider den Willen des Verfassers, dessen Porträt und ein Vorwort mit, in dem er sagt: „Die Überproduktion verursacht einzig und allein den Niedergang des Buchgewerbes. Sie einzudämmen ist der Zweck der vorliegenden Indiskretionen.“ Das Publikum, sagt der Verleger, kaufe zu viel schlechte Bücher, man müsse ihm zeigen, wie's gemacht wird, es müsse die heutige Kritik verachten lernen. Ohne dieses Vorwort hätte man freilich nicht geahnt, daß Herr Thom ein solches Ziel verfolgt. Man hätte sich jagen müssen, der Verfasser ist auch einer von denen, für die Kritik und Satire Selbstzweck ist, die nicht bloß bessern wollen, sondern denen die Dummheit mancher gerade gut genug ist, um sie als Fohle für ihr eigenes Licht zu benutzen. Wohl wahr, ernsthafte Kritik kann im Gewande des Scherzes trefflich geübt werden, aber Herr Thom hat es nicht zuwege gebracht. Er richtet im Anfang seine Waffen gegen solche, die längst tot sind, er höhnt über Zeitungsromane und dergleichen; und in der zweiten Hälfte stellt sich heraus, daß seine Waffen für den ersten Kampf gegen nur halbwegs Lebende nicht stark genug sind.

Von dem dritten und vorliegenden Büchlein ist nicht viel zu sagen. Es ist eine Künstlernovelle: „Die Schauspielerin,“ die nicht um ein Haar schlechter oder besser ist als die Mittelware, gegen die der Satiriker Thom mit Vorliebe seine Pfeile richtet. Wie ein frommes Mädchen durch den Verkehr mit einem Schauspieler ihr eigenes Talent entdeckt, zur Bühne geht und dadurch den Zorn ihres Vaters erregt; wie sie dann eine berühmte Schauspielerin wird, dazu noch ihr Dichtertalent auffindet, ihre eigene Geschichte schildert und dadurch den Vater verböhnt, diese etwas altmodische Geschichte wird uns in recht flotter Darstellung erzählt.

Auf des Reiches Hochwacht. (In neuer Zeit Briefe eines alten Diplomaten an einen jungen Freund. III.) Berlin, 1889, Verlag von Richard Wilhelm.

Die Flugschrift ist zwar einer Besprechung nicht wert, wir sind dafür unsern Lesern gegenüber in der angenehmen Lage, das Dunkel aufhellen zu können, in welches der Herr Verfasser sich hüllt. Der alte Diplomat, der hier zu einem jungen Freunde spricht, ist nämlich kein anderer, als der unsterbliche Onkel des seligen Kamegießer von Holberg.

Numanische Volkslieder und Balladen, im Versmaße der Originaldichtungen übersezt und erläutert von A. Franken. (Danzig, Verlag von A. W. Kafemann, 1889.)

Ganz reizende Lieder, die sich in der aufsehend vor trefflichen Übertragung wie Originale lesen! Die alten Stoffe des Volksliedes, Liebe und Natur, freies Landleben und Heldentum werden bejungen, die unmaßnahliche, wunderbare Keuschheit aller Volkspoesie tritt auch hier so recht zu Tage, das fremd-nationale Element kommt weniger und gewiß nicht störend zum Vorschein. So können wir nur mit Nachdruck alle Freunde der Volksdichtung auf dies Buch aufmerksam machen.